Gesammelte
Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Von

Ottmar Lautenschlager,
Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar, des Vater Unser, Job's, Hans von der Jachenau, des Festes der heil. drei Könige ꝛc.

Zehntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1853.
Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.
(Joh. Peter Himmer.)



Fiegl del. Stich u Druck von Serz & Cie in Nürnbg.

Hingeworfen ergoſs Bastian sein bewegtes Gemüth im Gebete voll des Dankes.

Verlag von Lampart & Cie in Augsburg.

Agnes und Sophia,

oder die

Leiden und Gefahren der gemiſchten Ehen.

Baſtian,

oder

Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Beſten gereichen.

Zwei Erzählungen

für

chriſtliche und chriſtliches Volk.

Von

Ottmar Lautenſchlager,

Verfaſſer der Erzählungen des Prieſters Ottmar ꝛc.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg, 1853.

Verlag der Matth. Rieger'ſchen Buchhandlung.

(Joh. Peter Himmer.)

Erstes Kapitel.

Albert und Agnes — die kranke Mutter.

Bald nach dem Frieden von Luneville, der Deutschland eine nur kurze und doch so theuer erkaufte Ruhe gegeben, siedelte sich ein junger Arzt, Dr. Albert Marland, in einer nicht unbedeutenden Stadt am Rheine an. Er hatte den Feldzügen gegen das revolutionäre Frankreich als Militärarzt beigewohnt, und sich dabei tüchtige Kenntnisse gesammelt. Seine reiche Erfahrung, ein von Natur aus gutes, theilnehmendes Gemüth und ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das er oft zum Besten seiner dürftigen Kranken benützte, erwarben ihm bald die Liebe und Achtung der Stadt und mit ihnen eine große ärztliche Praxis.

Eines Abends, als er eben von einem fröhlichen Abendschmause heimkehrte, traf er an der Thüre seiner Wohnung ein Mädchen wartend. „Wollen Sie zu mir?" fragte er, wiewohl, sich nach der Nachtruhe sehnend, weniger freundlich, als gewöhnlich.

„Zu Ihnen, Herr, wenn Sie Arzt sind," erwiederte die Jungfrau: „meine Mutter ist so krank, ist so schwer krank, o kommen Sie um Christi willen. Die ganze Stadt lobt Ihre Menschenliebe; dieß gab mir den Muth, so spät noch zu Ihnen zu kommen! o verlassen Sie eine kranke Wittwe, eine hilflose Waise nicht, die ihr ganzes Vertrauen auf Sie gesetzt haben."

Es lag so etwas unbeschreiblich Rührendes in dieser bewegten Stimme, in diesen Worten, die sie schüchtern mit zitternden Lippen und gefalteten Händen aussprach. Wer kann wohl einem Kinde, das für die Eltern bittet, etwas versagen? Albert konnte es nicht.

„So kommen Sie,“ antwortete er, sich fester in den Mantel hüllend; „aber wie getrauten Sie sich in dieser finstern Nacht so weit vom Hause zu entfernen?“

„Wir hatten Niemand zum schicken, und die Mutter war so schwach und litt so sehr; da bat ich unsere alte Hausfrau, bei der Mutter zu bleiben und ging fort; ich wäre noch weiter gegangen, um Sie zu suchen, durch Feuer und Wasser, wenn es hätte seyn müssen. Gott sey gedankt, daß ich Sie getroffen habe; ich warte lange, recht lange auf Sie.“

„Sie sind so leicht bekleidet,“ begann der Doktor nach einer kleinen Pause, „und doch ist die Nacht so kühl, Sie frieren; warum thaten Sie Ihren Mantel nicht um?“

„Ich hatte ihn“ — erwiederte rasch und dennoch plötzlich stockend die Jungfrau: „ich glaubte, ohne Mantel schneller zu gehen.“ Der Wind wehte mit schneidender Kälte; der Doktor bot dem Mädchen seinen Mantel an. Sie dankte ihm gerührt und bat ihn nur mit Aengstlichkeit, schneller zu gehen; der Weg sey noch weit und die Mutter leide so sehr.

Der Doktor hatte Mühe, ihr zu folgen; er sprach einige Trostworte zu ihr, die sie mit stillem Weinen und Schluchzen beantwortete. Endlich stand sie vor einem kleinen Hause in der Vorstadt still, und bat den Doktor zu warten, bis sie mit dem Lichte herab

käme. In der That, es bedurfte eines Lichtes, um gefahrlos über die engen und hohen Stiegen in das Kämmerlein zu kommen, wo die Kranke auf einem ärmlichen Bette lag. Mit schwacher Stimme stammelte sie eine Entschuldigung, daß sie es gewagt, in so später Nacht ihn zu rufen und wandte ihm, als er sich nahte, ein leidvolles, abgehärmtes Antlitz zu. Ergriffen betrachtete der Doktor einige Augenblicke die Kranke, aus deren Zügen und ganzem Benehmen die Würde und die Bildung eines edlen Geschlechtes sprach; alles verkündete ihm ihren nahen Tod, das letzte Stadium der Schwindsucht war bei ihr schon eingetreten.

„Sie ließen mich allerdings etwas spät rufen," begann Albert, „ich wollte, es wäre dieß früher geschehen; gebrauchten Sie früher keine ärztliche Hilfe?"

Mutter und Tochter verstummten; über die Wangen der erstern flog eine bleiche Röthe; das Mädchen erwiederte laut und muthig: „Schämen wir uns nicht, die Wahrheit zu gestehen, liebe Mutter! Wir getrauten uns nicht, Herr Doktor, einen Arzt zu rufen; wir hatten die Mittel nicht ihn zu bezahlen; wir behalfen uns mit Hausmitteln; jetzt aber, wo die Noth so groß ist, ließ ich nicht mit Bitten nach, bis mir die Mutter erlaubte, Sie zu rufen; ich wußte ja, daß Ihr Herz Erbarmen hat mit fremder Noth."

Tief bewegt reichte der Doktor der weinenden Mutter, welche die Augen schmerzvoll zum Himmel erhob, die Hand. „Vertrauen Sie mir," sprach er, „und verschmähen Sie nicht den Beistand eines Mannes, dessen Beruf es ist, den Leidenden beizustehen."

„Mutter, was sagte ich denn?" rief das Mädchen mit strahlenden Augen, „hatte ich Unrecht?" „Ja,

meine Agnes, Gott hilft! Gott hat Sie zu mir gesandt, zu meiner Rettung." Ueber ihre bleiche Wange rollte eine Thräne des Trostes und der Rührung.

Albert verordnete einige Mittel und schied, nachdem er die Versicherung gegeben, er wolle morgen wieder kommen und für alles Nöthige Sorge tragen. Er hielt Wort. Auf die zarteste, schonendste Weise wußte er der leidenden Frau jede Erquickung zu verschaffen; er bestellte eine Wärterin, um es Agnes in der Mühe und in der Pflege der kranken Mutter zu erleichtern, bessere Speisen und stärkende Arzneien wurden ihnen in das Haus gebracht, und dieß that nach seiner Angabe alles eine edelmüthige Wohlthäterin, welche durchaus unbekannt bleiben wollte, während es in der That Albert war, der voll Mitleid über die traurige Lage der Armen für Alles sorgte. Er besuchte die Kranke täglich; er bewunderte die Starkmuth und die Geduld der Leidenden, aber noch mehr fesselte ihn die kindliche Liebe und die zärtliche Hingebung der Tochter. Seine Kunst hatte ihn gelehrt, nicht blos die Beschaffenheit des Körpers zu ergründen, sondern auch den forschenden Blick bis in das Mark der Seele zu senken. Noch war ihm keine Jungfrau erschienen, die mit einem so lebendigen, theilnehmenden Gefühle eine solche Starkmuth und ein so schuldloses, demüthiges Herz verbunden hatte. Diese Reinheit, diese Herzenskraft spiegelte sich in den lieblichen Zügen ihres Gesichtes, in dem frommen Blicke ihrer freundlichen Augen, die auch in den Thränen des bittersten Leiden stets in Vertrauen und Ergebung schimmerten.

Nichts konnte mit der Dankbarkeit verglichen wer-

den, mit welcher Mutter und Tochter die Bemühungen des Doktors erkannten. Bei seinem Eintritte verklärte sich das Antlitz der Mutter; Agnes Augen hingen hoffend und fragend an den seinen; in alle ihre Sorgen und Kümmernisse wurde er eingeweiht; von ihren Lippen floß in kindlicher Sprache ihr Dank und sein Lob; er wurde der Freund dieser Frauen, die ohne ihn sich einsam und verlassen fühlten.

Agnes Mutter, Madame Toron, war im Elsaße geboren und die Gattin eines französischen Advokaten. Frühe schon hatte sie ihn verloren; im Sturme der Revolution genöthigt, die Heimath zu verlassen, suchte sie in Deutschland ein Unterkommen. Lange Zeit war sie mit Agnes unter großen Leiden und Entbehrungen, welche ihr ganzes Vermögen aufzehrten, am Rhein und Main herumgezogen, bis sie in dieser Stadt Ruhe, die Ruhe des Grabes finden sollte; denn ihre Krankheit ließ keine Hoffnung zur Genesung. Albert's Kunst und Mühe vermochte ihr Leben nur um einige Wochen zu fristen. Madame Toron selbst fühlte ihren nahen Tod und verlangte nach den heiligen Sakramenten. Agnes schien in Schmerz und Trauer zu vergehen; sie hatte noch immer gehofft! Als am Abende dieses Tages der Doktor sie besuchte, zeigte sie ihm die Fülle ihres Schmerzes. Mutter und Tochter schienen jetzt ihre Rolle getauscht zu haben. Während Agnes in Thränen zerfloß, faßte Madame Toron ihre Hand und sprach: „Agnes, so getröstet immer fort und jetzt so kleinmüthig? Gott will es. Gibt es denn kein Wiedersehen mehr? lebt denn nicht dein Heiland, der Vater der Wittwen und Waisen? Sieh unsern Freund! — hier nahm sie den Doktor bei der Hand — glaubst

du denn, wenn Menschen barmherzig sind, Gott werde es weniger seyn? Nein, meine Agnes, du wirst nicht verlassen seyn: deine Mutter wird für dein Glück beten, du wirst nicht verlassen seyn."

„Nein, Madame Toron," erwiederte Albert in tiefer Bewegung, „Agnes wird nicht verlassen seyn, wenn sie nicht die Hand und das Herz eines Mannes verschmäht, der sie liebt und schätzt; Agnes wird nicht verlassen seyn, auch dann nicht, wenn sie mir nur Freundin, nur Schwester seyn will."

Agnes trat erröthend und überrascht zurück. Madame Toron aber richtete sich mit Anstrengung im Bette auf; ihre Augen glänzten voll Liebe und Dankbarkeit. „Doktor," sprach sie tiefgerührt; „Sie sind ein edler Mann; keinem wollte ich mein Kind lieber vertrauen, als Ihnen; denn Agnes Glück wäre mir versichert: Ihre Neigung für Agnes ist mir nicht entgangen; aber prüfen Sie sich, ob Ihre Liebe nicht blos Mitleid über eine Waise, über eine Sterbende ist; erwägen Sie Alles; denn Agnes ist arm und hat auf Gottes Erde nichts als ein schuldloses Herz, und einen unbefleckten Namen."

„Mehr bedarf es nicht," antwortete Albert, „wenn Agnes mich ihrer Liebe und Sie mich Ihres mütterlichen Segens für würdig halten; denn meine Neigung beruht auf den edelsten Gefühlen, auf Liebe und Achtung."

Madame Toron wandte ihr Auge auf Agnes, die fast zitternd, erröthend und verschämt auf die Erde blickte. Da verklärte ein Schimmer einer unendlichen Freude das Antlitz der Todtkranken; sie faßte mit einem milden Lächeln Agnes und des Doktors Hand und

legte sie zusammen: „Vorerst,“ sprach sie, „als Bruder und Schwester; für das Weitere mögen Eure Herzen, mag Gott sorgen.“

„Mutter, als Braut und Bräutigam,“ rief Albert, „deinen Segen!“

Madame Toron segnete sie; des Morgens war sie eine Leiche; sie war getröstet gestorben.

Zweites Kapitel.

Albert Protestant — Agnes Bestürzung hierüber — des Pfarrers Warnung.

Albert sorgte für das Begräbniß der Verstorbenen; an der trauernden Agnes vertrat, auf Alberts Bitten, Madame Oswald, eine wohlhabende Kaufmannswittwe, Mutterstelle. Albert hatte ihr einst das Leben gerettet, und deßhalb blieb sie ihm stets dankbar und verpflichtet; sie konnte ihn gegen Agnes nicht genug loben und pries gar oft das Glück, das ihr an seiner Seite blühen würde. Flüchtig erwähnte sie eines Tages im Gespräche, daß Albert Protestant sey.

„Wie, Albert Protestant?“ rief Agnes erschrocken, „großer Gott! ich, seine Braut, bin eine Katholikin!“

„Nun, was hast Du denn?“ fragte verwundert Madame Oswald; „bist Du die erste Katholikin, die einen Protestanten ehlicht und mit ihm glücklich lebt? oder fürchtest Du, Albert will, daß Du protestantisch wirst? das will er gewiß nicht.“

„O, mein Gott, ich hörte immer, daß unsere Kirche solche Ehen nicht segnet; wo der Segen der Kirche fehlt, da fehlt auch der Segen Gottes.“

„Du übertreibst, Agnes," erwiederte Madame Oswald, „ich bin auch Katholikin, wie Du; Gott segnet gewiß die Herzen, welche treue und uneigennützige Liebe verbindet; und auch der katholische Pfarrer wird sich bequemen, Euch zu trauen und zu segnen, wie Euch die Mutter gesegnet hat."

„Meine Mutter, meine liebe Mutter," rief bekümmert Agnes, „nie hat sie die gemischten Ehen gebilligt, noch auf dem Todtbette hat sie mir an das Herz gelegt, als Katholikin zu leben und zu sterben; wir hatten sogar keine Ahnung davon, daß Albert in dieser ganz katholischen Stadt Protestant sey; — wenn meine Mutter —"

„Beruhige Dich, liebe Agnes, und beantworte mir nur eine Frage: Liebst Du Deinen Albert?"

„Ach, fragen Sie nicht so," sprach mit Thränen Agnes: „Sie wissen ja, was ich für den fühle, der meine Mutter gepflegt, der mich eine arme verlassene Waise erwählt hat, da doch tausend andere, bessere, reichere und schönere Mädchen durch seine Wahl sich glücklich und geehrt gefunden hätten; wem danke ich wohl Alles?"

Bei diesen Worten trat Albert ein; er sah Agnes bleich und weinend; Madame Oswald erzählte ihm, was vorgegangen war. „Agnes," fragte Albert, „was begründet denn das Glück der Ehe, als die auf Achtung beruhende Liebe? Wird und kann Gott der Liebe zweier treuen Herzen seinen Segen verweigern? Soll die Religion spalten, was Liebe vereiniget hat? mein Glaube ist von dem Deinigen nicht so sehr verschieden, als Du glaubst. Ich werde Deinen Glauben ehren, auch wenn er der meine nicht ist. Sey ver-

sichert, der katholische Pfarrer wird uns doch trauen, wenn er sich auch etwas sträuben wird; nur sey standhaft und bedenke, daß von Deiner Liebe mein Glück, meine Seligkeit abhängt."

Agnes weinte heftiger. „O Albert," rief sie, „das ist ja eben mein Wille, Dich glücklich zu machen; dafür wollte ich gerne mein zeitliches Glück aufopfern; ob aber unsere Ehe, da wir durch den Glauben getrennt sind, glücklich seyn wird, ob Gott und meine Mutter jenseits mit mir zufrieden, ob Du mit mir hier glücklich seyn wirst —"

„O Zweiflerin," sprach Albert und schloß sie in seine Arme, „was quälst Du Dich um mich? ist denn Gott nicht ein Gott der Liebe und die Liebe selbst? Hälst Du es denn für Zufall, daß wir uns kennen lernten? vertraue mir Deine Zukunft, wie auch ich getrost mein Glück in Deine Hände lege. Sey versichert, wir werden glücklich werden."

Albert bot mit Madame Oswald Alles auf, ihre Zweifel zu zerstreuen und ihr Herz zu beruhigen. Häusliche Erheiterungen, kleine Ausflüge fanden Statt; Madame Oswald wußte eine Menge Heirathen, wo der Mann lutherisch und die Frau katholisch war, und dennoch die Gatten jedes ehelichen Glückes genossen. Albert erzählte, wie er in seinen Feldzügen sehr viele katholische Priester von höchster Würde und Frömmigkeit kennen gelernt hätte und betheuerte dabei, die heilige Jungfrau Maria überaus zu verehren. Da lächelte Agnes; ihr liebendes Herz gab sich so leicht der süßen Täuschung hin; sie begann zu hoffen, und die warnende Stimme ihres Innern für die Sprache übertriebener Aengstlichkeit zu halten.

Als die Trauerzeit vorüber war, führte Albert seine Braut zu dem Pfarrer; er beschwur sie, in der Liebe zu ihm festzuhalten und keiner Abmahnung des Pfarrers Gehör zu geben. Dieser, ein würdiger Greis, empfing sie mit freundlichem Ernste. Albert trug sein Anliegen vor. Da trübten sich die sanften Züge des Priesters.

„Haben Sie Alles überlegt?" fragte er, „glauben Sie nicht blos hier, sondern auch jenseits in dieser Verbindung glücklich und selig zu werden?"

„Wir hoffen es," erwiederte Albert; „wir hoffen es, mit Gottes Gnade," fügte Agnes bei.

„Sie hoffen es; ich aber fürchte, es wird Ihre Hoffnung Sie täuschen; ich habe der gemischten Ehen so viele beobachtet, und nicht eine gefunden, die man mit Recht glücklich nennen konnte."

Unwillig schaute ihn Albert an; der Pfarrer aber fuhr gelassen fort: „Nehmen Sie meine Worte nicht in Uebel; es ist meine Pflicht, die Wahrheit zu reden und für das Heil derer zu sorgen, die meiner Seelenführung übergeben sind. Ich betrachte die Ehe als die innigste Vereinigung aller geistigen und körperlichen Verhältnisse. Das Höchste für den Menschen ist aber Religion, der wahre Christusglaube, aus diesem Glauben allein kommt die wahrhaftig beseligende Liebe der Gatten. Wie können aber die Ehegatten glücklich seyn, wenn sie über das Wichtigste, wo es die Seligkeit gilt, verschiedener Meinung sind? wenn das Weib billigt und ehrt, was der Mann verachtet und verwirft? wenn der Mann verspottet, was das Weib anbetet?"

„Ich bin auch ein Christ," versetzte der Doktor

mit Wärme, „ich bin der festen Meinung, daß die Kluft, die uns in Glaubensdingen trennt, nicht so groß ist, daß sie nicht von der Liebe zweier treuen Herzen könnte ausgefüllt werden.“

„Sie irren,“ antwortete der Pfarrer, „und irren sehr. Es ist nur Ein Gott, es ist nur Eine Wahrheit, also nur Ein Glaube, welcher diese Eine Wahrheit umfaßt und in Wort und Werk ausspricht. Als Christus der Herr Seine Kirche stiftete, stiftete er Eine Kirche, nicht mehrere; dieser Einen, von Ihm gegründeten Kirche, verhieß Er Seinen Beistand bis an das Ende der Welt; dieser Einen Kirche sandte er als Tröster und Schützer den heiligen Geist; in dieser Einen Kirche hat er niedergelegt die heilige Fülle Seiner Erbarmnisse und Gnaden, die heiligen Sakramente; diese Eine Kirche ist es, welche der gotterleuchtete Apostel Paulus eine Säule und Grundfeste der Wahrheit nennt; diese Eine Kirche ist es, welche von dem Tage ihrer Gründung an bis heute, rein und unbefleckt von Irrthum dasteht, die Götzen des Heidenthums gestürzt und siegreich alle Spaltungen und Ketzereien überwunden hat und überwinden wird. — Diese Eine Kirche ist es, welcher als Kinder anzugehören, der Trost und das Entzücken von Millionen ist; diese Eine Kirche ist es, welche am Tage des Gerichtes ihre treuen Kinder frohlockend in die Arme des Heilands führen wird; und diese Kirche ist die Eine, heilige, katholische, apostolische, auf dem Felsen Petri gegründete Kirche. — Nur in ihr ist die Wahrheit, die Gnade, das Heil. Als Protestant verwerfen Sie, woran wir Katholiken mit unerschütterlicher Festigkeit, als zur Seligkeit noth-

wendig, halten; Sie glauben an Lehren, die kein Katholik annehmen kann, ohne der Kirche, dieser Grundfeste der Wahrheit, untreu zu werden. Sie berufen sich auf Ihre Liebe; ich ehre dieß Gefühl, das mir bei Ihnen ungleich reiner und schöner erscheint, als bei so vielen Andern, die ich einsegnen mußte; und dennoch, obgleich die Gewalt der Geschlechtsliebe an das Wunderbare streifen mag, ob sie auch die Ungleichheit des Ranges, des Vermögens, ja selbst bis auf einen gewissen Grad die des Alters überwinden kann, — die Verschiedenheit des Glaubens wird diese Liebe nicht überwinden; diese Verschiedenheit des Glaubens wird bleiben und nur zu schmerzlich von Ihnen empfunden werden."

„Und doch steht in der heiligen Schrift geschrieben, daß die Liebe Alles duldet, Alles überwindet, daß sie Alles einigt," sprach Albert.

„Die heilige Schrift redet hier nicht von der Geschlechtsliebe, sondern von jener höhern Liebe, welche den Menschen als Ebenbild Gottes, als Bruder liebt; wahre Christen werden die Heiden lieben, aber Ehebündnisse mit ihnen verabscheuen; es gibt einen Glauben, der thätig ist in Liebe, aber auch eine Liebe, die thätig ist im Glauben;" erwiederte mit steigender Wärme der Pfarrer: „Das ist eben die himmlische Macht der Liebe, daß sie unauflösbar, das Gleichartige vereint, das Ungleichartige, Unpassende aber strenge scheidet. Ein Katholik, der seinen Heiland liebt, wird kein Bedenken tragen, Ihm, der für uns am Kreuz gelitten und gestorben, sein Liebstes auf Erden darzubringen, wenn Er es verlangt; der Herr wird ihn stärken, wird sein reicher Vergelter seyn." Er richtete

seine leuchtenden Augen auf Agnes; diese konnte seinen Blick nicht ertragen; sie sah zur Erde, sie zitterte fast. Albert aber drückte ihr die Hand und flüsterte ihr leise einige Worte der Ermuthigung zu. Dann sprach er mit lauter Stimme zu dem Pfarrer: „Ich bin nicht hier, um über Religion mit Ihnen zu streiten; wir sind gekommen, um uns vor Euer Hochwürden als Brautleute zu erklären, das will auch meine Braut; nicht wahr, meine Agnes?"

Agnes stammelte ein leises Ja.

„Ich habe das Meinige gethan," sagte der Pfarrer betrübt; er sah, daß gegen solche Entschiedenheit des Willens alle Worte und Gründe vergebens seyen. Dennoch wandte er sich nochmals an Agnes und fragte sie: „Der Glaube macht selig; fühlen Sie sich stark genug, Ihren Glauben rein und unbefleckt in den Versuchungen zu bewahren, welche in gemischten Ehen auch oft die Besten zur Lauheit und oft zum Abfalle gebracht haben?"

„Da sey Gott vor!" betheuerte Agnes und schlug das fromme Auge zum Himmel; „eher mein Leben, als meinen Glauben, eher meine Liebe, als meinen Herrn verlassen; dieß Opfer kann und wird Albert von mir nicht verlangen."

„Das habe ich Dir schon gelobt," erwiederte Albert; „ich beschwöre es Dir noch einmal im Angesichte Gottes, daß ich durch kein Wort, auf keine Weise Dich in Ausübung Deines Glaubens stören will; ich fordere natürlich dieselbe Freiheit für mich; darüber, Herr Pfarrer sind wir längst schon einig."

„Auf einen Punkt noch," fuhr der Pfarrer fort, „sehe ich mich gezwungen, die Braut aufmerksam zu

machen; den katholischen Ehetheil bindet das heilige Sakrament mit unauflösbaren Banden; der Protestant kann leicht geschieden werden; haben Sie auch diese Möglichkeit erwogen?"

„Daran haben wir nicht einmal gedacht," sprach Albert; „nie wird dieser Fall eintreten; so lange dieß Herz schlägt, wird es für meine Agnes schlagen, und Dein Herz für mich, nicht wahr, meine Agnes?" Ein leises Ja und ein freundlicher Blick war die Antwort der erröthenden Jungfrau.

Gerührt betrachtete der Pfarrer die Beiden; mit Wehmuth sah er voraus, was kommen mußte, und beklagte sie. Noch Eines blieb zu erörtern übrig. „Es fragt sich jetzt," begann er, „wie es mit der Erziehung der Kinder gehalten werden soll. Wollen Sie den Segen der Kirche, wollen Sie Frieden und Eintracht im Hause, so beschwöre ich Sie, Ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen."

„Ich ehre die Standhaftigkeit," erwiederte Albert, „womit Sie die Rechte Ihrer Kirche vertheidigen, Herr Pfarrer; allein eben dieselbe erinnert mich, daß auch meine Kirche Rechte hat, die ich nicht vergeben kann und will, ohne mich in den Augen meiner Glaubensgenossen zu erniedrigen. Nach den Landesgesetzen ist es dem Vater erlaubt, alle Kinder in seinem Bekenntnisse erziehen zu lassen; allein dennoch, meiner theuern Agnes zu Liebe, verzichte ich auf mein Recht, und willige darein, daß die Mädchen in der katholischen Religion erzogen werden sollen; mehr kann und darf ich nicht gestatten, ohne mich gerechten Vorwürfen preiszugeben und meine ganze Stellung zu gefährden."

Nochmals wiederholte der Pfarrer eindringlich alle

Gründe, alle Vorstellungen für die katholische Erziehung der Kinder, Gründe und Besorgnisse, welche man im Verlaufe der Erzählung nur zu sehr gerechtfertigt finden wird. Mit flehenden Blicken sah Agnes auf Albert. „Wäre es denn gar nicht möglich?" fragte sie schüchtern, „auf keine Weise?" „Durchaus nicht," erwiederte Albert mit Ernst, „ich habe Alles gethan, um Dir gefällig zu seyn; mehr zu thun, verbietet Ehre und Pflicht!" Agnes schwieg trauernd. Sie schieden von dem Pfarrer, der Agnes zurief: „Beten Sie, daß Gott Sie erleuchte und Gnade gebe!" Hastig zog Albert die zögernde Agnes fort. Der Pfarrer schaute ihr betrübt nach. „Ach," seufzte er, „sie hat den irdischen Bräutigam lieber gehabt, als den himmlischen! Das ist keine gute Wahl."

Die Gesetze der Kirche, das heilige Sakrament der Ehe betreffend, waren allezeit klar, fest und bestimmt; sie waren immerfort gegen die gemischten Ehen, nur dann wurden sie zugelassen, wenn sichere Bürgschaft geleistet wurde, daß der akatholische Mann den Glauben seiner katholischen Gattin ungekränkt und ungefährdet erhalten und sämmtliche Kinder in ihrem Bekenntnisse erziehen lassen wollte. Allein auch in diesem Falle legte die Kirche dem Gewissen der Gattin die Verpflichtung auf, durch ihr Gebet und Beispiel die Bekehrung des akatholischen Mannes zu bewirken, und so den Zweck des heiligen Sakramentes der Ehe, die gegenseitige Heilung der Ehegatten, zu erfüllen. So war die Lehre der Kirche immerfort. Der Beweis dafür ist so vollständig geliefert, daß ihn selbst die Gegner nicht zu läugnen vermögen; man erwarte ihn aber hier nicht wiederholt. Den besten, den eindring-

lichsten Beweis für die Lehre der Kirche wird jede katholische Jungfrau, jeder katholische Jüngling in der eigenen Brust finden: dort tönet eine Stimme, die sich mahnend und bittend, warnend und drohend gegen die Schließung solcher Ehen erhebt; daß sie doch allzeit gehört würde!

Die Aussprüche der Kirche gegen die gemischten Ehen waren bestimmt: allein es fehlte viel, daß sie allenthalben befolgt wurden. Die Reformation hatte fast die Hälfte Deutschlands von der Kirche losgerissen und zwischen Protestanten und Katholiken in der Folge Verhältnisse herbeigeführt, welche der Beobachtung der Kirchengebote große Schwierigkeiten entgegensetzten. Die Landesherren katholischer Länder, katholischer Bischöfe und Priester waren Protestanten, und es erschienen weltlicher Seite Gesetze, welche denen der Kirche offen widersprachen. Eine laue Praxis wollte sich geltend machen und hatte mächtige Unterstützung für sich; manche der Diener der Kirche hatten die Kraft nicht, zu widerstehen und die Gesetze derselben aufrecht zu erhalten; während viele standhaft blieben und durchaus die Einsegnung gemischter Ehen, deren Sprößlinge nicht sämmtlich katholisch würden, verweigerten, waren andere es zufrieden, nur die Hälfte der Kinder für die katholische Kirche zu retten, und segneten solche gemischte Ehen ein, weniger wohl aus Furcht vor der weltlichen Macht, als vielmehr aus übel angebrachter Nachsicht und nicht zu entschuldigender Schwachheit. Zu diesen gehörte Agnes Pfarrer. Als Madame Oswald ihm Agnes Verlassenheit an das Herz legte und ihre Ueberzeugung aussprach, es werde der frommen, eifrigen Agnes mit Gottes Gnade

gewiß gelingen, nicht bloß die Kinder, sondern auch den liebenden Albert zu der katholischen Kirche zu führen, da gab er nach und segnete das Brautpaar ein; doch konnte er sich hiebei einer traurigen Ahnung nicht erwehren; ein Unglück, das Unglück der Armuth und Verlassenheit wollte er von Agnes abwenden, allein er konnte ihr dadurch ein ungleich größeres Unglück, das Leiden und den Jammer einer friede- und freudelosen Ehe zuziehen; doch falsches Mitleiden, Schwachheit und das Beispiel Anderer verleiteten auch ihn zu einer Handlung, die er in der Folge bitter bereut hat. Doch was er, was so Mancher hierin gefehlt, hat die Standhaftigkeit und der Heldenmuth eines Einzigen wieder gut gemacht. —

Drittes Kapitel.

Die ersten Wochen der Ehe — der Bilderstreit.

Aus dem bisher Erzählten wird man sich ohne Mühe ein Urtheil über Alberts und Agnes Charakter bilden können. Albert, als Protestant, hatte seine Bildung zu einer Zeit und auf Universitäten erhalten, deren theologische Professoren, statt für ihren Glauben zu zeugen und Vorkämpfer des Christenthums zu seyn, es für leichter und einträglicher hielten, den Heiland jedes Gottesschmuckes zu berauben, und sein Evangelium für das Erzeugniß schwärmerischer, betrogener Köpfe zu erklären. Obgleich Albert sich nie mit der Theologie befaßte, sondern seine medicinischen Studien mit Eifer betrieb, so wurde doch jener grasse Rationalismus und Antichristianismus zu laut gepredigt,

als daß endlich nicht auch sein Ohr und Herz hätte davon berührt werden sollen. So sank das Wenige, was ihn noch an das Christenthum band, bald zusammen, und wenn er glaubte, so glaubte er an einen Gott, aber an einen recht gütigen, allbarmherzigen Gott, der eben so bereit wäre zum Verzeihen, als langsam und unwillig zum Strafen. Solche Denkungsart mußte ihn natürlich von der Gesellschaft gläubiger Lutheraner ausschließen, allein äußerlich hielt er sich dennoch zu ihnen; denn er war der Meinung, daß religiöse äußere Formen zwar nicht nothwendig, aber doch gut seyen, und Jeder ehrenhalber zu dem Glauben sich halten müsse, in welchem er geboren sey. Sein Protestantismus ließ ihm alle Freiheit, über religiöse Dinge nach Gutbefinden zu denken, eine Bequemlichkeit, die er an andern Confessionen sehr vermißte. Die getrennten Confessionen mochten ihm ungefähr, wie die verschiedenen medicinischen Systeme erscheinen, eine jede hatte nach seiner Meinung etwas Gutes und einen Theil der Wahrheit, keine aber ganz; daher hielt er es für das Zuträglichste, aus jeder das Beste zu nehmen und sich so nach eigener Weise den Tempel für die Verehrung Gottes aufzubauen. Am wenigsten aber mochte er sich mit dem Katholicismus befreunden; der Grund dieser Abneigung lag größtentheils in den Vorurtheilen, welche ihm gegen die katholische Priesterschaft von Kindheit an eingeflößt worden waren, ihr, zumal den Mönchen und Jesuiten, schrieb er all das Unheil zu, welches die Welt betroffen. Dennoch war es ihm mit der Betheuerung Ernst, den Glauben seiner Gattin zu ehren und die Töchter, die ihm geboren werden sollten, katholisch zu erziehen; von ihm aus

durfte jeder Mensch seinen Glauben frank und frei sich wählen, wenn er nur ehrlich und anständig lebte; Agnes Anhänglichkeit an ihre Religion mißfiel ihm nicht, sie war ihm der sichere Bürge, daß sie eine gewissenhafte Gattin, eine treue Mutter seyn würde.

Wie ganz anders, wie eine glühende Sommerrose neben der kalten, geruchlosen Wasserlilie stand Agnes neben Albert. Ihr demüthiges, schuldloses Herz barg einen unerschöpflichen Reichthum von Glauben und Liebe zu Gott. Unter Leiden, unter Kummer waren diese Tugenden von einer frommen Mutter treu gepflegt, gewachsen und mit ihr groß geworden. Mit dem Kreuze hatte sie als Kind gespielt, auf ihrer Brust hatte sie es getragen, während ihr Herz mit inniger Liebe Den umschloß, der darauf geblutet; über sie war jenes unbeschreiblich rührende, kindlich reine, demüthige Wesen ausgegossen, das man nur bei katholischen Jungfrauen und nirgends anders findet. Umstände der seltsamsten Art hatten sie zur Braut eines Protestanten gemacht — der Segen der Mutter, Liebe und Dankbarkeit gegen einen Mann, der ihr so viel geopfert und betheuerte, nur durch sie glücklich zu werden, und trotz aller dieser für ein Mädchenherz fast unwiderstehlichen Reize, wäre sie doch niemals mit Albert in die Ehe getreten, hätte ihr der Herr Pfarrer die priesterliche Einsegnung verweigert oder Albert die Töchter ihrem Glauben versagt; aber auch dieß würde ihrem Herzen nicht genügt haben, hätte sie nicht in ihrer so frommen, so treu liebenden Seele die Hoffnung gehegt, es werde ihr mit der Gnade Gottes gelingen, den Gatten zu ihrem Glauben zu bekehren. Kein Mensch auf Erden hatte ihr nach Vater und

Mutter mehr Gutes erwiesen, als Albert; Niemanden schuldete sie mehr Dank, als ihm; sie liebte ihn von ganzem Herzen, und dennoch war es nicht fast diese Liebe, als das Gefühl der Dankbarkeit, das sie antrieb, mit Albert in die Ehe zu treten. Sie wollte ihm vergelten; die Hingabe ihrer selbst in der Ehe schien Agnes ein zu geringer Lohn; sie wollte Albert eine ungleich größere und herrlichere Gabe bieten — das Glück ihres Glaubens. In ihrem Glauben hatte sie auf Erden ihr Glück gefunden, ein noch größeres Glück verhieß er ihr jenseits. Konnte sie wohl ihre Dankbarkeit gegen Albert herrlicher beweisen, als dadurch, daß sie ihn mittelst Gebet und Beispiel, der Irrlehre und dem Unglauben entriß und ihn zum Kinde der Kirche und dadurch zum Sohne Jesu Christi selber machte. Kein Mittel schien ihr zu diesem Zwecke wirksamer und geeigneter, als das eheliche Bündniß mit ihm. Agnes baute hiebei auf die Macht ihrer Liebe, die Albert von ganzem Herzen erwiederte, sie baute auf sein redliches Gemüth, auf den Segen Gottes, auf der seligen Mutter Gebet, deren Fürsprache sie unablässig anrief. Die Nacht, die auf die Zusammenkunft mit dem Pfarrherrn folgte, war für die Jungfrau eine Nacht des schmerzlichsten Kampfes. Die Worte des Pfarrers hatten ihr Herz tief erschüttert; mehr als einmal war sie daran, ihr Liebstes dem Herrn zu opfern und die Verbindung mit Albert aufzugeben. Aber dann stellte sie sich ihr wieder sein Bild dar, das Bild ihres und der Mutter geliebten Wohlthäters, sie hörte wieder seine Worte, die ihr betheuerten, daß er nur in der Verbindung mit ihr sein Glück und Heil finden könne. Dann flüsterten ihr

wieder Stimmen zu: „Was zögerst du? wage es immer! Du willst ja eine Seele retten! wie kann dir da der Segen Gottes fehlen? Zweifle nicht, du wirst nicht blos die Sprößlinge dieser Ehe, du wirst den Vater selber zu der Kirche führen!" Immer mächtiger zeigten sich diese Bilder, immer dringender erklangen diese Stimmen und übertönten die Warnungen ihres Gewissens, das ihr zugerufen: „Wohl ist rein dein Herz, deine Absicht die beste; aber das Mittel ist nicht gut; hast du je gehört, daß Ungehorsam gegen die Kirche Jemanden zum Heile gewesen sey? Wo der Kirche Segen fehlt, da fehlt auch der Segen Gottes; und wer sie nicht hört, der hört auch Gott nicht." So täuschte sich Agnes; sie sollte bald erfahren, welch großes und gewaltiges Werk es sey, in der Seele des Menschen den alten Altar niederzureißen und einen neuen aufzubauen.

Nach wenigen Tagen war sie Alberts Gattin.

Unter solchen Umständen konnte wohl eine Ehe nicht in der himmlisch schönen Weise bestehen, wie sie das Christenthum aufstellt und mit dem göttlichen Segen begabt. Die erhabene göttliche Verbindung, welche zwischen dem Heiland und seiner Braut, der Kirche, stattfindet, sinnbildet jene Vereinigung, jenes Verhältniß, das zwischen dem christlichen Manne und dem christlichen Weibe geknüpft ist. Die Kirche, die Braut, empfängt von dem himmlischen Bräutigam, und gibt ihm das Empfangene zurück. Braut und Bräutigam, Heiland und Kirche, leben und lieben im wechselseitigen Geben und Empfangen; so sollten auch die Beiden in der Ehe, Mann und Weib, nur ein Leben, nur eine Seele, nur einen Leib besitzen, und

eines das andere begaben, eines von dem andern empfangen. Welches ist aber die herrlichste Gabe, welche die Eheleute einander reichen sollten? „Die Heiligkeit; das spricht der gotterleuchtete Apostel Paulus: Der Mann soll das Weib heiligen, das Weib aber den Mann." Die Grundlage dieser Heiligkeit, die Grundlage jeder Liebe, jedes Glückes in der Ehe und außer derselben, ist der gemeinsame, eine Glaube an Christus, an Seine Kirche. Agnes empfand bald, daß diese Grundlage ihrer Liebe fehle. Selbst in den ersten Wochen ihrer Ehe, wenn sie kosend und scherzend neben Albert saß, trübte oft der Gedanke, daß er nicht ihres Glaubens sey, die Fröhlichkeit ihres Herzens. *)

---

*) So hat die Liebe der christlichen Ehegatten eine höhere Einheit gefunden; Christus ist der Gegenstand ihrer gemeinsamen Liebe, Er ist der Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen, das Ziel ihrer heißesten Sehnsucht. Indem ihre Gemüther sich in der Sorge und in dem Bestreben vereinigen, dem Herrn zu gefallen, seinen Willen zu vollbringen, ihm an aufopfernder Treue ähnlich zu werden, verleihen sie ihrem Daseyn eine himmlische Weihe, und ihrem Seelenbunde eine ewige unvergängliche Bedeutung. „Welche Verbindung zwischen zweien Gläubigen! Sie haben Eine Hoffnung und Eine Richtung ihrer Wünsche, sie dienen Einer Lehre und Einem Herrn; es ist Eine Verbindung des Geistes wie des Fleisches, Ein Geist und Ein Fleisch. Sie lesen miteinander die Schrift, sie beten mit einander, sie fasten mit einander, sie belehren, ermahnen, fragen einander gegenseitig; sie finden sich mit einander in der Kirche bei dem Mahle des Herrn ein; Leid und Freud theilen sie mit einander, keiner hat vor dem Andern ein Geheimniß, keiner entzieht sich dem Andern, keiner ist dem Andern lästig; frei kann der Kranke besucht, der Arme unterstützt, dem Opfer bei-

Sie sollte mehr erfahren! Agnes sah mit Betrübniß, daß in Alberts sonst so schön eingerichteter Wohnung das Bild des Gekreuzigten und Seiner Mutter fehle. Sie, unter Gebet und steter Anschauung der Heiligen aufgewachsen, konnte dieß nicht ertragen. Bald hing das Bild des Heilandes, Seiner Mutter und der heiligen Theresia — so hatte Agnes Mutter geheißen — sammt dem Weihwasserkesselchen in ihrem Schlafzimmer. Diese Bilder waren mit wenigem Hausgeräthe ihre einzige Erbschaft gewesen; wie einst Aeneas aus Troja's Brande seine Heiligthümer gerettet, so hatte Madame Toron ihre lieben Bilder über den Rhein geflüchtet, und sich nie, auch zur Zeit der bittersten Noth, davon trennen mögen. Albert sah den ungewohnten Schmuck und lächelte. Agnes, dadurch ermuthigt, zierte bald auch die andern Zimmer mit Heiligenbildern. Dieß wurde Albert zu viel. Er sann auf ein Mittel, solch unwillkommene Eindringlinge zu entfernen. Als einst Agnes von der Kirche nach Hause kam, sah sie mit Schrecken, wie Albert, dem Heiland und seiner Mutter gegenüber, die Bildnisse „seiner Heiligen," d. h. Luthers und seiner Katharina von Bora, aufhing. „Ach Albert," rief sie jammernd, „warum thust Du mir das? das thust Du mir und den Heiligen zum Spott." „Beileibe!" versetzte Albert lächelnd, „Du siehst, ich habe auch meine Freude an

---

gewohnt und die tägliche Andacht verrichtet werden; Psalmen und Hymnen ertönen aus ihrem Munde und sie wetteifern mit einander, wer das Lob Gottes am Besten singen kann." Dieß Gemälde entwirft Tertullians Meisterhand von der christlichen Ehe. (Fuchs Moral. S. 518.)

heiligen Bildern; was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig."

Agnes bat auf das dringendste um Entfernung; umsonst! Albert blieb unerschütterlich. Drei Tage hingen Luther und Katharina da, zum größten Leidwesen der armen Agnes, die solche Gesellschaft für ihre Heiligen höchst unanständig hielt. Am vierten Tage hatte aber Luther das Unglück, von Albert unsanft berührt zu werden, auf das Tintenfaß zu fallen, und hiebei sich Mund und Nase nicht wenig zu beschmutzen. Aergerlich suchte Albert die Tintenflecke mit scharfem Wasser wieder herauszubringen; allein dadurch wurde das Bild so verunstaltet, daß Martin Luther in Wahrheit jenes „große und böse Maul" bekam, das ihm seine Zeitgenossen so oft vorgeworfen haben. In solch trauriger Gestalt konnte das Bild nicht länger mehr Zierde des Zimmers seyn: mit heimlichem Aerger trug Albert den Doktor in die Rumpelkammer. Agnes ließ mit Bitten nicht nach, bis auch Katharina, das treue Weib, die Verbannung ihres Martins theilen durfte, aber sie mußte versprechen, die Zahl der Heiligenbilder nicht zu vermehren.

Um allen fernern Zwisten auszuweichen, bat Albert seine Frau, von religiösen Dingen ganz zu schweigen, und jede Berührung davon sorgsam zu meiden; ein jedes sollte hierin seinen Weg gehen, doch die Ueberzeugung des andern ehren, und dabei die volle Freiheit haben, nach der seinigen zu leben. Wie sehr aber wurde dadurch das fromme Gemüth der guten Agnes verletzt! In den ersten Tagen ihrer Ehe hatte Agnes so gerne mit Albert über religiöse Dinge geredet; sie wollte seinen Glauben kennen lernen, wie er von dem

ihrigen die rechte Vorstellung fassen sollte; sie hatte sich immer so sehr gefreut, wenn die Lehren ihrer Confessionen zusammen trafen, und wo sie abweichend waren, hatte sie sich alle Mühe gegeben, ihrem Albert zu zeigen, daß die Verschiedenheit doch so groß nicht sey, oder ihn zu bewegen, die Lehre ihrer Kirche als wahr anzuerkennen. Ihrem Gatten hatten anfangs solche Besprechungen viel Vergnügen gemacht, zuletzt aber wurden sie ihm lästig, und er brach sie mit jener Erklärung ganz ab. Diese Erklärung mochte vielleicht für die Erhaltung des häuslichen Friedens eine Nothwendigkeit seyn, aber sie war für Agnes eine bittere, schmerzliche Nothwendigkeit. Dahin war es also gekommen, daß sie, um den Frieden zu erhalten, schweigen mußte von ihrem Glauben, von ihrer Liebe! Sie, deren Herz so voll von diesen heiligen Gefühlen war, sollte nun diese in sich verschließen, und nicht von ihrem Glauben, von ihrem Glücke zu dem sprechen, den sie unter allen Menschen am meisten liebte, mit dem sie ein Leib und eine Seele im heiligen Sakrament der Ehe geworden, den sie so gern zu ihrem Glauben, zu ihrem Glücke gezogen hätte! Wie ganz anders war es bei ihren Eltern gewesen! Noch erinnerte sich Agnes der Abende, wo sie nach dem Essen aus der Legende der Heiligen vorlas, wo Vater und Mutter das Gelesene erläuterten, ihre Gedanken aussprachen, die Herrlichkeiten und Wunder Gottes, die er sich in seinen Heiligen und Werken errichtet, priesen und sich in stillen heitern Gesprächen erquickten und belehrten. — Jetzt mußte sie mit Albert lärmende Gesellschaften besuchen, oder wenn sie zu Hause blieben, mit ihm die Tagsneuigkeiten besprechen, musiciren oder

aus den neuesten Taschenbüchern und Schauspielen vorlesen, wobei nicht selten ihr religiöses und moralisches Gefühl verletzt wurde. Wie oft zeigte sich hier auch die Verschiedenheit der Religion! Zu tief ist der Glaube mit dem ganzen Menschen verwachsen, überall offenbart er sich, in jeder Aeußerung des Lebens wird er sichtbar, im Denken und Fühlen, im Sprechen wie im Handeln, selbst in anscheinend ihm gleichgültigen Dingen, wie im Essen, im Trinken und im Schlafen, zeigt sich der Glaube des Menschen.

Wie oft stoßen nicht in dem so engen ehelichen Kreise, in der Ordnung des Hauses die verschiedenen religiösen Bekenntnisse der Ehegatten feindselig zusammen! Die katholische Kirche gebietet zu gewissen Zeiten Fasten und Enthaltsamkeit vom Genusse des Fleisches. Agnes hielt es gewissenhaft, während Albert Fleischspeisen genoß, und dabei, auf Agnes Gerichte blickend, eben kein freundliches Gesicht machte. Die Katholiken feiern Festtage, welche die Protestanten nicht blos nicht mitfeiern, sondern selbe oft sogar anstößig finden, und so umgekehrt. Agnes war gewohnt, täglich das heilige Meßopfer zu besuchen, auch im Ehestande noch that sie dasselbe. Albert sagte anfangs nichts hiezu: aber bald äußerte er, er wünsche, Agnes möchte das Beispiel vieler anderer geachteten Frauen nachahmen, und nur an Sonntagen und Festen die Kirche besuchen. Agnes, im Streite zwischen ihrem Gewissen und dem Manne, konnte nur durch vieles Bitten seine fortgesetzte Zustimmung erhalten. So bat sie einst um die Erlaubniß, für ihre selige Mutter eine heilige Messe lesen lassen zu dürfen. Albert gab sie, aber mit einem Lächeln und einem Beisatze, welcher Agnes

frommes Herz betrübte und Alberts Unglauben zeigte; und doch hatte sie ihn bitten wollen, er möge sie mit ihr hören, mit ihr den Heiland bitten! Agnes blieb fortwährend dem Gebete ergeben, indessen Albert zu ihrer großen Bekümmerniß es vernachlässigte. Wie gern hätte sie mit ihm gebetet! oft kniete sie Morgens in aller Frühe vor dem Gekreuzigten, während Albert noch schlief; öfters in der Nacht noch hörte sie der Gatte leise beten. Unwillig und kopfschüttelnd sah er diesen Gebeteifer seiner Agnes. „Du übertreibst," schalt er dann, „Du wirst eine Betschwester, Du schadest Deiner Gesundheit, das Gebet muß kurz und gut seyn." „Ach, Albert," rief Agnes, „wenn Du mir beten hülfest! Du betest so wenig; ich muß ja beten auch für Dich, und — fügte sie erröthend bei — für unser Kind."

Viertes Kapitel.

Agnes wird Mutter.

In der That, Agnes fühlte sich Mutter; Alberts Freude war unendlich, er erschöpfte die Fülle seiner Liebe in der zärtlichsten Sorge für sie. In Agnes Freude und Sehnsucht mischte sich eine beklemmende Aengstlichkeit. Sie fürchtete nicht die Leiden der Schwangerschaft, die Schmerzen der Geburt. Eines lag ihr am Herzen: sie, die katholische Mutter, möchte ein Kind gebären, das der Kirche fremd, von ihr nicht gesegnet und dem Heilande dargebracht werde. Deßhalb flehte sie, Gott möge ihr nur ein Mädchen

schenken, oder den Knaben durch seine väterliche Fürsorge dem wahren Glauben zuwenden. Dafür bot sie Ihm öfter das Opfer ihres Lebens dar. Jede Regung des Kindes unter ihrem Herzen klang ihr wie eine Mahnung und Bitte, die Mutter möge ihm ja nicht das Glück ihres Glaubens entziehen; sie erwog dann das Wort des Apostels, daß die Frau selig werden müsse durch Gebären, aber auch durch die Erziehung der Kinder. In solch' bittern Augenblicken umschlang sie oft weinend ihren Gatten und bat ihn mit gefalteten Händen, sich über sie und ihr Kind z erbarmen und ihr das Versprechen zu geben, es im katholischen Glauben erziehen zu lassen. Albert sah mit Theilnahme das Leiden seines Weibes, allein er hielt sich für gebunden; ein falsches Ehrgefühl, das oft auch die besten Herzen bethört, ließ ihn Ausflüchte suchen; er bot Alles auf, Agnes zu beruhigen, aber das Wort, das allein sie hätte trösten können, das sprach er nicht aus.

Albert glaubte einen Grund mehr zu haben, seiner Gattin die Erfüllung ihrer Bitte versagen zu müssen. Er stand im Begriffe, auf einen ehrenvollen und einträglichen Platz, und zwar in eine Stadt versetzt zu werden, deren Bewohner durchaus Protestanten waren; er befürchtete, ihr Wohlwollen zu verlieren und als Weibermann zu gelten, wenn er Agnes Wunsche willfahrte. In Agnes Augen schlichen sich Thränen, als ihr Albert die Nachricht seiner Beförderung brachte; er sah dieß mit Unmuth. „Ich dächte, Du hättest mehr Ursache zur Freude, als zur Trauer; ich weiß, warum Du weinest; Du weinest, weil Du Deine Kirche und Deinen bigotten Beichtvater verlassen mußt.

Ich halte dieß mehr für ein Glück, als für ein Unglück; ich denke, Du wirst dort klüger werden. Doch weine nur nicht allzusehr; eine gute Viertelstunde von der Stadt ist eine katholische Ortschaft, Du wirst dort wieder eine Kirche und einen Priester finden." Agnes opferte auch dieß Leid Gott dem Herrn auf; das Weib muß ja Vater und Mutter verlassen und dem Manne nachfolgen; so nahm sie denn von ihrer Freundin, Madame Oswald, von ihrer Kirche, dem Pfarrer und dem Grabe ihrer Mutter Abschied, und stieg mit Albert in den Wagen, der sie zur neuen Heimath bringen sollte.

In trüber, ruhiger Fassung, ganz dem Herrn ergeben, erreichte Agnes die Nähe der Stadt, von welcher sie nur ein hoher Berg mehr schied. Agnes und Albert stiegen aus, um den Pferden die Last zu erleichtern. Während Albert, ein leidenschaftlicher Botaniker, etwas zurückblieb um für sein Herbarium zu sammeln, eilte Agnes um so schneller auf die Höhe des Berges, wo eine kleine Kapelle, der Mutter Gottes geweiht, gebaut war. Von dieser Höhe herab sah sie im Thale die neue Heimath liegen, in der sie jetzt leben und vielleicht sterben sollte. Bei diesem Anblick befiel sie eine tiefe Wehmuth. Sie hörte von der nahen Stadt die Glocken läuten und sie läuteten nicht zum heiligen Opfer; sie sah die Thürme der Kirchen und keine schloß ihren Heiland ein. Da kniete sie sich nieder vor dem Kreuze und betete inbrünstig, Gott möge ihr und den Ihrigen den Eintritt in diese Stadt segnen. Der leise Schmerz unter ihrem Herzen erinnerte sie an das junge Leben, das bald das Tageslicht erblicken sollte. „O mein Kind, bete du mit mir,

daß dich Gott in seine Kirche aufnehme, für welche das Blut seines Sohnes geflossen ist. Was hab' ich gethan! o Mutter Maria, nimm du mein Kind als das deine an! gerne will ich mein Leben opfern, gerne das Schwerste dulden, wenn ich meinem Albert und meinen Kindern meines Glaubens Seligkeit erringen kann." Albert war, von Agnes unbemerkt, herangekommen, und hörte ihre Klage. Mit sanftem Vorwurf bat er sie, sich und ihr Kind zu schonen.

„O Albert!" rief sie, Du kennst die Schmerzen und Kümmernisse, die mich verzehren; warum erbarmst Du Dich denn nicht über mich und über Dein Kind? ich bitte Dich bei allem dem, was Dir heilig ist, versprich mir, daß Du unser Kind, wenn es ein Knabe ist, in der katholischen Religion willst erziehen lassen." Mit größter Leidenschaft hatte sie diese Worte gesprochen; sie hielt Albert umfangen, als wollte sie ihn nimmer lassen, bis er ihr dieß Versprechen geleistet; ihre Augen hingen ängstlich und flehend an den seinen. Albert, erschüttert und für die Gesundheit seiner Gattin fürchtend, gab nach und versprach es, — aber er hat sein Wort nicht gehalten.

Indessen war der Wagen langsam vorausgefahren; sie wollten eben einsteigen, als sich auf einem neben der Straße hinlaufenden Fußwege anständig gekleidete Personen, ein Mann und eine Frau, näherten. Ahnend hielt Albert stille: „Agnes," sprach er, „es sind wohl Freunde, die uns jetzt überraschen" — „Friedrich!" rief er, und eilte dem Manne entgegen, „mein ehemaliger Lehrer, mein immerwährender Freund!" Sie umarmten sich. Agnes stand betroffen still. „Mein Weib, meine Agnes," sprach jetzt Albert, „mein Freund

Friedrich, der würdige Pastor dieser Stadt, und hier Johanna, seine liebe Frau." Sie begrüßten sich wechselseitig; Agnes erwiederte mit Schüchternheit und Ueberraschung die Bewillkommnung des Pastors und seiner Gattin. Albert hatte ihr es verschwiegen, daß der Pastor des Ortes sein Freund sey; Agnes empfand hierüber wenig Freude; sie sah in diesem Verhältnisse ein neues Hinderniß für ihren großen Plan; aber die Freunde ihres Gatten waren unter jedem Verhältnisse auch die ihrigen; mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit, mit dem feinen Takte, der ihrem Geschlechte beschieden, nahm sie Antheil an der Unterhaltung, sobald sie das erste Gefühl der Ueberraschung überwunden hatte.

Sie nahten sich mehr und mehr der Stadt. Die Frau Pastorin, eine freundliche und redselige Frau, wies und benannte ihr die Haupttheile der Stadt und ihrer Umgebung. „Dort ist die katholische Kirche," rief sie auf einmal und zeigte auf eine Spitze, welche in der Abendsonne über ein kleines Wäldchen glänzte. „In der Stadt sind fast gar keine Katholiken, sie wohnen in dem kleinen Markte, dort, wo die Kirche herschaut; dort haben sie eine Kirche und einen Pfarrer, der aber bei weitem weniger geplagt ist, als mein Mann, denn seine Gemeinde ist ganz klein."

„So werde ich sie vermehren," erwiederte lächelnd Agnes.

„Sind Sie katholisch?" fragte die Pastorin befremdet.

„Das bin ich," erwiederte Agnes, „wußten Sie das von Albert nicht?"

„Nein, bloß dieß, daß er geheirathet," antwortete

die Pastorin, und schaute verwundert auf Albert, der verlegen dasaß. Sie fuhren jetzt durch die Stadt und stiegen bei dem Pastor ab, wo sie zu Mittag speisten. Die Pastorin half Agnes bei der Einrichtung ihres Hauses; sie verwunderte sich, daß Agnes so viele Heiligenbilder auf so weiter Reise habe mitnehmen wollen und lächelte über die Sorgfalt, womit sie selbe reinigte und aufhing. „Man sieht wohl," sprach die Pastorin, „daß Sie eine Katholikin und zwar eine recht eifrige Katholikin sind."

„Und woraus schließen Sie das?" fragte Agnes.

„Aus den vielen Heiligenbildern, aus dem Rosenkranze, aus diesem Meßbüchlein, aus dem Weihwassergefäß dort; so viele Andachten müssen recht beschwerlich seyn."

Agnes mußte lächeln über die Einfalt der Pastorin, und versicherte ihr, sie habe diese Beschwerde nie gefühlt, sondern zu ihren Geschäften immer die erforderliche Zeit gefunden.

Nachdem die nöthigen Besuche gemacht und erwiedert waren, lebte Agnes in stiller Zurückgezogenheit ihren häuslichen Pflichten, während Albert mit Eifer sich seinen Kranken widmete. Immer näher rückte die Zeit der Entbindung heran; in diesem Zustande, wo ihr Herz so sehr dem Gebete oblag und nach dem Herrn sich sehnte, vermißte sie um so schmerzlicher eine Kirche ihres Glaubens. Obschon die katholische Kirche fast eine halbe Stunde entfernt war, so ließ sie sich weder durch Alberts Bitten, noch der Pastorin Zureden abhalten, sie in der Zeit fast täglich zu besuchen. In dem katholischen Pfarrer fand sie einen würdigen, erfahrenen Priester, der sie voll Liebe aufnahm,

und Alles that, um die Leidende zu trösten und zu ermuntern. Er rieth ihr zum Vertrauen auf Gott, zur Geduld und Sanftmuth, zur beharrlichen Hoffnung.

Es bedurfte solcher Tröstungen; denn immer fühlbarer empfand sie in dieser protestantischen Stadt die Ungleichheit des Glaubens. Der Pastor bot sich einstmals halb im Ernste Agnes als Pathe an. Agnes lehnte freundlich und dankbar dieß Anerbieten ab; sie hatte einen Verwandten der Madame Oswald mit Einwilligung ihres Gatten zum Pathen gewonnen, weil sie nach dem Gesetze der Kirche nur katholische Pathen für ihre Kinder wollte, und hatte Muth genug, dem Pastor dieß zu gestehen. „Aber wenn Ihr Kind ein Knabe ist?" fragte befremdet der Pastor, „die Knaben werden ja in des Vaters Glauben erzogen." „Albert," sprach mit Ernst und Nachdruck Agnes, „hat mir und meinem Glauben das Kind geschenkt, das ich jetzt unter dem Herzen trage." Ueberrascht und mißbilligend schaute der Pastor auf Albert. „Wer kann wohl," entschuldigte sich dieser, „einem lieben leidenden Weibe etwas abschlagen?" „Das ist Schwäche," erwiederte streng und unwillig der Pastor.

Dieser Auftritt hatte eine lebhafte Erörterung zwischen Albert und dem Pastor zur Folge. Albert sah mit Verwunderung, daß die Grundsätze seines Freundes sich bedeutend geändert, ja in vielen Stücken ganz das Gegentheil der frühern geworden seyen. Auch der Pastor hatte, wie Albert, mit allem Eifer dem unchristlichen Geiste seiner Zeit gehuldigt, aber durch bittere Erfahrungen, die er in seinem Herzen, an dem Leben und Glauben Anderer gemacht, war er nur um so ernster zu dem altgläubigen Lutherthume zurück-

gekehrt, und nur in der frühern Abneigung gegen den Katholicismus sich gleich geblieben. Die bittern Erfahrungen seines Lebens, die Kämpfe, die er bestanden, ehe er die Trostlosigkeit seines Innern überwunden, die anstrengenden Studien, hatten seinem Antlitze trüben, oft finstern Ernst aufgedrückt. In Alberts Versprechen an Agnes sah er eine sträfliche Schwäche; mit nachdrücklichen Worten ermahnte er ihn, seiner Herrschaft als Vater und den Rechten seiner Confession, zu der sich auch der Landesherr bekenne, nichts zu vergeben. Von Agnes, die er als eine bigotte Katholikin mehr bemitleidete als befeindete, zog er sich mehr und mehr zurück; diese Abneigung gegen sie und ihre Lehre, und sein Bestreben, Alberts Herz in der protestantischen Lehre zu stärken, blieben Agnes nicht verborgen, und waren für sie eine neue Quelle des tiefsten Kummers.

Doch die Pastorin zeigte immer die alte Gefälligkeit für Agnes; auch sie war Mutter, und die natürliche Theilnahme, die jedes Weib gegen das andere der Mutterschaft sich nahende empfindet, verläugnete auch hier sich nicht; sie suchte ihr freundlichst in allen Dingen zu rathen und zu helfen, und empfahl ihr vor Allem ein braves Mädchen als Kindsmagd zu nehmen; sie selbst schlug Agnes eine geprüfte Person vor. Agnes erste Frage war, ob sie katholisch sey. Die Pastorin horchte verwundert; sie hatte gemeint, Agnes würde vor Allem um Leumund, um Heimath und Alter fragen, statt um Religion. Kopfschüttelnd sagte sie, das Mädchen sey protestantisch. Agnes bedauerte, dieß Mädchen nicht als Kindsmagd gebrauchen zu können! sie müßte ja ihre Kinder mit erziehen, mit

ihnen beten, und die zweite Mutter an ihnen seyn. Mit Festigkeit bestand sie auch gegen Albert darauf, daß die Kindsmagd katholisch sey. Albert gab widerstrebend und zürnend nach und ließ seiner Agnes die Wahl. Agnes aber setzte sich nach dem ziemlich lebhaften Streit betrübt nieder, und faltete weinend die Hände über den Leib, der ihr Kindlein barg. „O mein liebes Kind!" seufzte sie, „was kostet es mich, den wahren Glauben dir zu retten!"

Es kam die bittere Stunde: Agnes gebar Zwillinge — ein Mädchen und einen Knaben. Erschöpft, fast todesmatt von der schweren Geburt, bat sie leise, ihren Kindern so bald als möglich die heilige Taufe zu geben. Das Mädchen schien frisch und gesund; den Knaben aber befielen bald nach der Geburt Krämpfe, welche das Schlimmste befürchten ließen. Albert ließ eiligst den Pastor holen und den Knaben sogleich taufen, während Agnes bewußtlos in schwerem Schlummer dalag. — So wurde der Knabe, welcher kaum den Tag zu erleben schien, protestantisch getauft und Heinrich genannt. „Dein Kind ist protestantisch getauft, willst Du es katholisch erziehen lassen?" fragte der Pastor in seinem Eifer, Zeit und Ort nicht berücksichtigend. Albert zeigte sich hierzu bereit; indem Agnes auch ein Mädchen geboren, glaubte er sich seines Wortes entbunden und das Recht zu haben, den Knaben seiner Confession zuwenden zu dürfen; der Pastor stimmte ihm bei; ein, wie er meinte, durch weibliche List in der Stunde der Schwachheit abgelocktes Versprechen, das ohnedem gegen den Ehevertrag und die jetzigen Landesgesetze verstieß, schien ihm keine Giltigkeit zu haben. Aber hievon sollte

Agnes sobald noch nichts erfahren; doch konnte man es ihr nicht verheimlichen, daß der Knabe schon getauft und zwar nach protestantischer Weise getauft sey. Da weinte die Mutter betrübt; ihre Thränen fielen auf den Knaben, als wollte sie ihn wieder taufen. Auf Albert fiel ein Blick voll sanften Vorwurfs. „Nicht wahr, Albert," bat sie, „unser Heinrich wird deßhalb doch katholisch?" Albert gab beschämt und verlegen eine ausweichende Antwort. — Gegen Morgen erschien der katholische Pfarrer und taufte das Mädchen Maria; er beruhigte die ängstliche Mutter mit der Versicherung, daß ihr Heinrich, auch protestantisch getauft, dennoch der katholischen Kirche angehöre; bis er sich bei der Confirmation mit freiem Wissen und Willen als Protestant erkläre und hiemit sich von der Kirche trenne.

Welche Schmerzen, welche Kümmernisse vermag aber bei einem Weibe nicht die Mutterfreude zu überwinden? Agnes, ihre Kinder auf dem Arme, ihren Gatten zur Seite, fühlte sich glücklicher als je; ein neues Band knüpfte sie an Albert, an Gott; ihre Kinder waren ja auch Gottes Kinder; auch sie die Pfänder seiner Liebe! lebendiger als jemals fühlte sie in solch' glücklichen Augenblicken die Seligkeit der Hoffnung; da stand mit unzweifelhafter Gewißheit vor ihren Augen, daß Gott ihren und Seinen Kindern das Licht Seiner Kirche nicht versagen werde. Jeden Tag brachte sie des Morgens ihre Kinder Gott dem Herrn dar, und flehte für sie zu Maria und den Schutzengeln. Ihr erster Ausgang war in die Kirche; dort ließ sie sich und ihre Kinder segnen. Hingeworfen vor dem Kreuze gelobte sie Alles zu thun, durch Wort

und Werk, durch Dulden und Leiden, um ihren Kindern und ihrem Albert die Seligkeit des katholischen Glaubens zu verschaffen. Im übrigen blieb das alte Verhältniß in religiösen Dingen; auch jetzt noch vermied Albert sorgsam, dieselben zu berühren und ließ mehr duldend, als billigend, Agnes schalten, wie ihr Gewissen es gebot. Der Pastor und die Pastorin besuchten sie jetzt öfter, tadelten aber mit keinem Wörtlein den Weg, welchen Agnes bei Erziehung ihrer Kinder einschlug. „Ei," rief einstmals scherzend die Pastorin, „da seht einmal, wie friedlich der kleine Evangelische und die kleine Katholikin neben einander schlafen!" „Evangelisch mein Heinrich? heißt das mein Heinrich lutherisch?" fragte Agnes verwundert und ängstlich; „nein! mein Heinrich ist katholisch wie meine Maria und wird es bleiben? nicht wahr, Albert?" — „Ja," erwiederte dieser zögernd und verdrießlich, und wandte, die Unvorsichtigkeit der Pastorin gut zu machen, das Gespräch auf andere Gegenstände. —

Maria und Heinrich wuchsen heran; sie begannen zu stammeln und bald ging der süße Name Vater und Mutter über ihre Lippen. Agnes lernte sie jetzt beten; jeden Morgen, jeden Abend betete sie mit ihnen das Vaterunser und das Ave Maria, den Glauben, auch Heinrich lernte es. Mit ihnen ging die Mutter in die Kirche; an ihrem Halse hing sie die Bildnisse des Gekreuzigten und Seiner Mutter. Aber schmerzlich vermißte sie hierbei die Hilfe ihres Gatten; oft mußten die Kinder in seiner Gegenwart beten; aber statt Freude, zeigte Albert eher ein finsteres Gesicht, zumal wenn Heinrich den Glauben betete. Dieß betrübte

Agnes weit mehr, als der Spott, den sie und ihre treue Kindsmagd über ihren Eifer in der katholischen Erziehung der Kinder erdulden mußte. Agnes trug Alles mit Sanftmuth; nichts konnte ihren Eifer mindern, das Glück ihrer Kinder durch eine wahrhaft katholische Erziehung zu begründen.

So waren sechs Jahre, zum größern Theil in Sorgen und Kümmerniß für Agnes, dahin gegangen. Sie hatte bisher in der Täuschung gelebt, daß Heinrich katholisch werden dürfte. Da erklärte ihr Albert, daß ihm unabweisliche Rücksichten geböten, den Knaben in seinem, in dem protestantischen Bekenntnisse, erziehen zu lassen. Agnes Seele durchdrang ein Schwert bei diesen Worten; die liebste und süßeste ihrer Hoffnung ihres Lebens war zerstört; ihre Trauer war um so größer, als ihr Alberts Erklärung als Wortbruch erscheinen und bald deutlich werden mußte, daß diese unabweislichen Rücksichten gänzlich zeitlicher Natur waren. In der That hatte sich Albert weniger durch die Vorwürfe des Pastors, als durch zeitliche Vortheile zu diesem Entschlusse bestimmen lassen. Er, ein Staatsdiener, fürchtete das Wohlwollen seiner Vorgesetzten und die Gunst seines eifrig protestantischen Landesherrn zu verlieren, würde sein Söhnlein katholisch; seine Praxis, die Hauptquelle seines Einkommens, schien ihm hierdurch in dieser fast ganz protestantischen Stadt, eine Verminderung erleiden zu müssen; hiezu kam noch die Schwierigkeit, dem Knaben in dieser protestantischen Stadt eine katholische Erziehung zu geben.

Es brauchte lange, bis Agnes sich von diesem Schlage erholte. Das Glück ihres Lebens schien ver-

loren. Sie sah, wie man Heinrich allmälig mehr und mehr von ihr entfernen wollte. Unter dem Vorwande, Heinrich müsse lernen, brachte er ganze Tage im Hause des Pastors zu, der mit seiner Frau Alles aufbot, den schüchternen Knaben zu gewinnen; der Pastor wurde jetzt sein Lehrer, und Agnes sah voraus, was da kommen mußte, und bat und warnte. „Was hast Du denn?" sprach dann Albert unwillig; „Heinrich muß lernen; wo fände er aber einen bessern Lehrer und Freund, als den Pastor? Deine Bigotterie läßt Dich doch allenthalben Menschen und Dinge in falschem Lichte sehen!" Da schwieg Agnes und seufzte. Aber es zeigte sich bald, was das Mutterherz befürchtet hatte; Heinrichs Anhänglichkeit an die Mutter wurde schwächer; das Kreuzlein verschwand von seinem Halse; oft führte er seltsame Reden. „Der Vater und der Pastor," sprach er einst, „haben mir gesagt, ich brauche den Glauben und das Ave Maria nicht mehr zu beten, ich sollte auch nimmer mit Dir Mutter in die katholische Kirche gehen, sondern mit ihnen in die Stadtkirche; denn ich sey kein Katholik, sondern ein evangelischer Christ. Mutter, was soll ich thun, soll ich Dir folgen oder dem Vater? was ist denn schöner und besser zu seyn, ein Katholik oder ein Protestant?" Was wollte die Mutter hierauf sagen? sie weinte bittere Thränen; Thränen, wie sie nie geweint. Ihr Gewissen klagte sie an und gab ihr keinen Trost.—

Heinrich bezeigte Anfangs wenig Lust, die protestantische Kirche zu besuchen, sondern wäre lieber mit der Mutter in die katholische Kirche gegangen. Darüber empfing er Verweise und selbst Strafen. Diese empfand die Mutter mehr als der Sohn; ja Albert verlangte

sogar von Agnes, sie sollte Heinrich den Besuch der katholischen Kirche verbieten. Das war zu viel für ihr frommes Herz. „Das kannst Du verlangen?“ rief sie mit Würde; „ich, eine katholische Mutter, soll ihm den Besuch der katholischen Kirche wehren und ihm den protestantischen gebieten! Nimmermehr!“ — „Unsinn! Bigotterie!“ schalt ärgerlich Albert; „wann wirst Du einmal klug werden!“

Agnes aber rang die Hände. „O mein Gott!“ klagte sie; „ja es ist kein Heil in gemischten Ehen; das Kind gehört Vater und Mutter; wem soll es folgen, wenn diese uneins sind. O Spaltung und Trennung, wann wirst du enden!“

Fünftes Kapitel.

Die Erziehung der Kinder — Agnes Sorgen und Leiden.

Die Folgen dieser Spaltung traten immer deutlicher, für Agnes kirchlich frommes Gemüth immer fühlbarer hervor. Ihr Gewissen beunruhigte sie; Albert zeigte, trotz seiner aufrichtigen Liebe zu Agnes, Unzufriedenheit; er sah das stille Leiden seiner Gattin, aber er begriff es nicht; er hielt für Bigotterie und religiöse Ueberspannung, was in Agnes Herzen doch nur frommer Glaube, treue Anhänglichkeit an Jesus und Seine Kirche war; bald versuchte er, sie zu trösten und zu beruhigen; allein wie konnten solche Worte aus solchem glaubenslosen Herzen gesprochen, sie beruhigen? bald ergoß er seinen Unwillen über sie in bittere, spöttische Worte, die Agnes Gemüth auf

das bitterste verwundeten. Von ihrem Manne — sollte sie nach dem Worte des Apostels — Heiligung empfangen; statt dessen versuchte er es, ihren Glauben zu schwächen und zu erschüttern.

„Wir werden alle selig," sagte er öfters unwillig zu Agnes: „Gott ist unser Vater und barmherziger als Deine Pfaffen, welche die Anders Denkenden sogleich in die Hölle schicken." „Ach, Albert, Du bist im größten Irrthume," erwiederte sie betrübt, „wenn Du dieß glaubst; unsere Kirche verdammt nicht, sondern überläßt das Gericht dem Herrn; sie betet für Diejenigen, welche nicht zu ihren Kindern gehören; sie verstößt Diejenigen nicht, welche ohne Schuld im Irrthume leben, aber den ernsten Willen haben, der christlichen Wahrheit und dem Heilande zu folgen, sondern erkennt sie als Kinder! O Albert, lästere nicht, sondern bete und prüfe."

Albert aber achtete ihrer Bitten wenig; da fiel der frommen, liebenden Agnes oft der Gedanke schwer auf das Herz: „Gehört Albert wohl zu denjenigen, die aus unüberwindlichem schuldlosen Irrthume die Wahrheit nicht erkennen? Hat er denn nicht durch Dich Gelegenheit, seinen Irrthum einzusehen und der Wahrheit sich zu nähern? oder stößt er diese Gelegenheit, die Gnade Gottes von sich und mehrt dadurch seine Schuld? O Albert, dann wäre es besser für mich und dich gewesen, ich hätte Dich nie gesehen, als daß ich, Dein Eheweib, Dir mehr zum Falle, als zur Auferstehung seyn mußte!" Dann fragte sie sich bekümmert weiter: „Habe ich auch Alles für sein Heil gethan? habe ich die nöthige Geduld und Vorsicht bewiesen? War ich vielleicht säumig im Gebete für

ihn? O mein Gott," seufzte sie dann oft; „erbarme dich seiner und meiner! ich habe eine schwere Last auf mich genommen, und erliege fast, o Jesu, rette mich!" Da sah sie wohl, daß ihre Ehe nicht glücklich war, nicht glücklich seyn konnte, weil ja die Grundlage alles ehelichen Glückes, der gemeinsame Glaube an Jesus, an Seine Kirche fehlte. Da rief es oft in ihrem Herzen: „Du hast die Warnung nicht gehört und mußt nun büssen. Dein Gatte, Dein Sohn ist Fleisch von Deinem Fleisch, doch Glauben nicht von Deinem Glauben!"

Was fühlte sie dann erst, wenn sie zurückdachte an die glückliche Ehe ihrer geliebten verblichenen Aeltern, welche gleiche Neigung, gleicher Glaube, geschlossen und der Segen der Kirche geheiligt hatte! Mit dem Zeichen des Kreuzes weckte sie Morgens die Mutter; mit ihr und dem Vater verrichtete sie ihr Morgengebet; zwischen ihnen knieend hörte sie die heilige Messe, mit ihnen empfing sie die heiligen Sakramente; es war ihrer Eltern liebstes Geschäft, von dem Heiland, Seiner jungfräulichen Mutter und Seinen Heiligen zu sprechen, ihr Leben und ihre Thaten des Abends zu lesen; gesegnet von ihnen legte sie sich, bezeichnet mit dem heiligen Kreuze, zur Ruhe, empfahl sich ihrem Schutzengel und ihr Schlummer war dann allemal so süß. — Aber wie ganz anders war es jetzt geworden. Ohne Gebet stand Albert auf und ging seinen Geschäften nach, während Agnes und Maria vor dem Bilde des Gekreuzigten dankten und den Tag aufopferten, verrichtete Heinrich im anstoßenden Zimmer das Morgengebet, wie es ihm der Pastor gelehrt hatte. Nur Maria besuchte mit ihr die heilige

Messe; mit Schmerzen mußte sie sehen, wie Albert und Heinrich ihr Glück nicht erkannten und vielleicht gar oft mitleidig und spottlächelnd ihnen nachsahen, wann sie die heilige Messe besuchten. Die übrigen häuslichen Andachten, welche die katholische Kirche vorschreibt, verrichtete sie wo möglich stille und ungesehen; denn nichts that ihrem Herzen weher, als wenn ihr Gebet andere belästigte oder gar heimlich verspottet wurde. Sie hielt auch jetzt noch mit Maria die Fasttage gewissenhaft, obwohl Albert sich über die doppelte kostspielige Kocherei beklagte und Heinrich oft hierüber die Schwester neckte. Am schwersten waren für Agnes die Abendstunden. Albert ging gewöhnlich in die Gesellschaft; Agnes ließ dann durch Maria ein gutes, nützliches Buch, oft die Legende der Heiligen vorlesen; Heinrich bezeigte hiebei nur wenig Aufmerksamkeit und äußerte oft, der Pastor sage, dieß sey Alles päpstliche Lüge und Falschheit, die des Lesens gar nicht werth sey. Maria sah dann betrübt bald auf die Mutter, bald auf den Bruder und sprach oft zu ihm: „Aber Heinrich! wie kannst Du dieß sagen? dieß wäre erlogen, siehst Du nicht, wie die Mutter weint?“ „Freilich ist es erlogen und gar viel noch dazu,“ sagte der Knabe; „der Pastor weiß wohl, was er spricht.“ Es kam dann öfters zum Zanke zwischen den Geschwisterten. Die Mutter mußte freilich Ruhe gebieten, aber ihr Herz blutete. —

Heinrich hatte einen lebhaften Geist, aber wenig Gemüth; erzogen wurde er mehr vom Pastor, als von Vater und Mutter und auch dieß war eine Folge der Glaubensverschiedenheit. Der Pastor, ein strenger, dem alten Lutherthume eifrig ergebener Mann, be=

mühte sich, seinem Schüler um so mehr Abneigung gegen die katholische Religion beizubringen, als er der Meinung war, Agnes wolle heimlich den Gatten und den Sohn katholisch machen. War es wohl ein Wunder, daß Heinrichs Abneigung gegen den katholischen Glauben auch die Liebe und das Vertrauen gegen seine Mutter schwächte? gegen sie, die oft und unverholen den Wunsch äußerte, den Gatten und den Sohn katholisch zu sehen? Gewiß, Heinrich liebte die Mutter, aber er liebte den Vater mehr; denn er war seines Glaubens.

Trotz den Streitigkeiten, welche zwischen Heinrich und Maria des Glaubens halber öfters vorfielen, war er doch dem Schwesterlein herzlich zugethan. „Ach, Maria!" rief er oft, „wenn Du nur ein Knabe oder wenigstens nicht katholisch wärest. Du gehst in die katholische Kirche, da darf ich nicht hin; denn aus bloßer Neugier," sagt der Pastor, „darfst Du keine Kirche besuchen: willst Du aber beten, so hast Du unsere Kirche näher als die katholische; in die protestantische Kirche darfst Du nicht gehen, das leidet die Mutter nicht." Dann sagte er oft im Vertrauen, was der Pastor über die Messe und die katholische Lehre gesagt: es sey lauter Götzendienst; der Papst sey ein herrschsüchtiger Mann, sitze mit Unrecht auf dem Thron von Rom von wo (Heinrich sprach dieß im Jahre 1812) er mit allem Recht vertrieben worden sey; die Verehrung der Heiligen wäre Abgötterei; davon aber solle sie ja der Mutter nichts sagen.

Maria's Herz war durch diese Worte zu sehr gedrückt und beängstigt, als daß sie nicht alles bekennen und bei der Mutter hätte Trost suchen sollen. Man

erlasse mir die Beschreibung der Gefühle, welche bei dieser Entdeckung in dem Mutterherzen erwachten; sie weinte, Maria mit ihr. Heinrich kam und sah ihre Thränen, die Mutter schloß ihn in ihre Arme; ihre Thränen fielen auf seine Wangen. „Mutter, über was weinst Du?" fragte der Knabe.

„Ueber Dich, mein Heinrich!" erwiederte mit erstickter Stimme die Mutter; „Du hast mit Maria über Dinge gesprochen, die Du nicht kennst, tadle und schilt meinen Glauben niemals; versprich mir das, und versprich mir auch, nie mit Maria von religiösen Dingen zu sprechen."

„Ja, Mutter, das will ich!"

„Ich habe Marien dasselbe befohlen; jetzt mein lieber Heinrich, versprich mir, ein Vaterunser täglich zu beten, damit Dir Gott den wahren Glauben gebe."

„Auch das will ich, Mutter; darf ich es dem Pastor doch auch sagen?"

„Sag es ihm," erwiederte die Mutter betrübt und schmerzlich betroffen; denn des Knaben Frage hatte ihr sein Inneres enthüllt; daß ihr Mutterrecht zum Theil an einen Fremden übergegangen war. Heinrich sagte es dem Pastor; dieser erklärte ihm, sein Gebet wäre überflüssig, er hätte den wahren Glauben schon; wolle er dennoch Vaterunser beten, so solle er sie für die Mutter beten, damit sie seines Glaubens würde. So kam es, daß die Mutter betete, der Sohn möge katholisch werden, und der Sohn, es möge die Mutter durch Luthers Licht sich erleuchten lassen. Agnes hatte dieß erwartet; sie schärfte jetzt um so dringender dem Knaben ein, jeden Streit über religiöse Dinge mit der Schwester zu meiden. Allein das Verbot reizte

nur, Heinrich und Maria zankten oft bis zur Erbitterung; Heinrich schmähte auf den Papst und die Pfaffen, Maria auf Luther. Agnes sollte dann immer Frieden stiften und Recht sprechen; gewöhnlich war der heftige Heinrich die Ursache des Streites und bekam deßhalb von der Mutter Verweise. Heinrich hielt sich deßungeachtet oft für gekränkt und den Ausspruch der Mutter für parteiisch; er klagte dem Pastor und dem Vater seine Noth; zwischen Albert und Agnes kam es dann zu neuen Klagen und Verdrüßlichkeiten. Jedes von ihnen wollte den Frieden haben; aber wie sollte er unter solchen Verhältnissen aufrecht erhalten werden? Wenn solche Zwiste in dem elterlichen Hause vorfielen, um wie viel weniger waren sie in der Schule zu meiden. Maria besuchte die protestantische Schule der Stadt; sie, als die einzige Katholikin, hatte deßhalb viel durch die Spottreden ihrer Mitschülerinnen zu leiden; Maria duldete; aber oft klagte sie ihre Schmerzen der Mutter. „Ach, Mutter," seufzte sie oft, „was muß ich leiden, daß ich katholisch bin! meine Mitschülerinnen schauen mich mit Mißtrauen an, weil ich in die heilige Messe gehe; sie spotten, wenn ich beichte; o Mutter, wenn nur der Vater und Heinrich katholisch wären! nicht wahr, da gingen wir in eine katholische Stadt, wo eine katholische Schule und die Kirche nicht so weit entfernt ist!" Dann tröstete die Mutter, aber oft versiegten ihr die Worte und statt ihrer brachen Thränen hervor. Sie fühlte sich auf das Dringendste zur Wachsamkeit aufgefordert, daß Maria in ihrem Glauben nicht wanke. Dabei schmerzte es sie am meisten, vor allen gegen Diejenigen für Maria wachen zu müssen, welche eines

Fleisches, eines Blutes mit ihr waren. Diese Wachsamkeit, diese beständige Besorgniß waren für sie eine schwere Qual und raubten ihr die Freude des Lebens. Oft kam Muthlosigkeit über sie; es schien ihr dann eine Unmöglichkeit, mitten in einer protestantischen Stadt, umgeben von einem protestantischen Gatten und Sohne, ihre Maria katholisch zu erziehen; sie wollte ihre Tochter deßhalb aus der Schule nehmen und kein Opfer scheuen, durch Privatlehrer und eigene Unterweisung ihr die nöthigen Kenntnisse zu geben. Albert hatte nichts dagegen, daß Maria die Schule verlassen sollte; aber er schlug vor, sie in ein Erziehungsinstitut zu bringen, dem die Schwester des Pastors vorstand; dieß schien um so vortheilhafter, als Maria darin eine vortreffliche Erziehung zu hoffen und durch des Pastors Fürsprache selbst einen Freiplatz zu gewärtigen hatte. Agnes aber stimmte ihrem Gatten nicht bei; sie verwarf diesen Plan; denn in dieser Erziehungsanstalt, wo die Vorsteherin, die Lehrerinnen und die meisten Zöglinge protestantisch waren, schien ihr Marias Glauben gefährdet. „Ach," zürnte Albert, „schon wieder Deine Skrupeln. Maria wird ja nebst mehrern Zöglingen durch einen katholischen Priester in der Religion unterrichtet." „Schilt nicht, Albert," bat dann Agnes; „würdest Du Heinrich in einem Institute erziehen lassen, das nur für Katholiken bestimmt ist und nur ausnahmsweise Protestanten zuläßt? Soll Maria katholisch werden, so soll sie es ganz werden und das wird sie nimmer in einem Hause, dessen Geist und Lehrweise so ganz protestantisch ist. Darum laß mir meine Maria!" „Du bist unverbesserlich," grollte Albert, „Du verziehst Deine Kin-

der; Du versündigst Dich an Deiner Tochter, Du bigotte Frau!" Eine bigotte Frau war Agnes nicht blos in den Augen ihres Mannes; auch die meisten Bewohner der Stadt hielten sie für eine frömmelnde, streng papistische Frau, welcher der Protestantismus ein Gräuel wäre. Deßhalb fand sie überall nur kalte, zurückhaltende Höflichkeit, nirgends aber herzliche aufrichtige Freundschaft. Und doch war ihr Herz der Liebe und des Wohlwollens gegen ihre Mitmenschen so voll! Dieses Mißtrauen mußte Agnes oft schwer empfinden. Albert erzählte ihr oft von der Noth seiner Kranken und gestattete ihr gerne, sie zu unterstützen, ihnen Speise zu senden, sie zu besuchen und zu trösten. Wenn der Kranke dann in Schmerzen und Aengsten, oft im Todeskampfe dalag, da kniete sie vor sein Lager hin, ermahnte ihn, das Herz zu Gott zu erheben, mit ihm sich auszusöhnen und den Leib des Herrn zu empfangen; hingerissen von Andacht und Barmherzigkeit, vergaß sie oft, daß sie zu Protestanten redete; sie bat sie, sich der Fürbitte der seligsten Jungfrau und der Heiligen, und dem Schutze ihrer Engel zu empfehlen. Ob auch die Kranken ihr gerne zuhörten, so klangen ihre Worte, ihre Gebete doch päpstisch. Dem Pastor, der ohnedem Agnes mißtraute, schien es, als wollte sie die Kranken bekehren; er warnte und gestand ihr geradezu, was er von ihrem Krankenbesuche halte. Agnes, ihrer reinen Absicht sich bewußt, rechtfertigte sich; allein der mißtrauische Pastor schien durch diese Vertheidigung in seiner vorgefaßten Meinung nur bestärkt zu werden. Agnes sah sich gezwungen, ihre Besuche aufzugeben und ihr Mitleid in ihr eigenes Herz zu verschließen.

Mitten in diesen Leiden und Drangsalen gab es dennoch Stunden, wo ihr Gebet und die Tröstung ihres Beichtigers ihr Erleichterung verschafften; sie hatte ihren Fehler erkannt, bereut und gebüßt; sie that Alles, ihn gut zu machen; das Bewußtseyn, für ihren Glauben zu leiden und streiten, verlieh ihrem Gemüthe eine unüberwindliche Stärke; eine ruhige, feste Gelassenheit drückte sich in ihrem Aeußern, in ihren Worten und Werken aus; nie verlor sie die Sanftmuth; ihre Liebe gegen Albert und Heinrich schien zu wachsen, statt sich zu mindern. In diese Zeit fällt ein Ereigniß, das ihrem bedrängten Herzen eine große, unendlich große Tröstung bereitete. —

Als sie eines Morgens die Kirche verließ, ging ihr ein junges, etwa vierzehnjähriges Mädchen nach und bat sie dringend, ihr eine goldene Kette abzukaufen. Die Kette war nicht ohne Werth; Agnes betrachtete das Mädchen genauer; es schaute sie mit treuen, aber thränentrüben Augen an; die Bläße des Gesichtes, wie der ganze Anzug verrieth Armuth und Noth.

„Wem gehört die Kette?“ fragte Agnes. „Meiner Mutter,“ antwortete das Mädchen; „ich soll sie verkaufen, damit wir doch etwas zu leben haben.“

„Wer ist Deine Mutter?“

„Ach meine Mutter — das ist eine traurige und lange Geschichte! Sie sollen alles erfahren; aber um Gotteswillen! kaufen Sie mir doch die Kette ab, daß ich Geld bekomme, wir haben seit gestern Mittags nichts gegessen!“

„Du armes Kind! Du arme Mutter!“ rief Agnes gerührt, „komme mit mir; Dir soll geholfen werden!“

Sie führte das Mädchen schnell in ihre Wohnung und setzte ihm dort zu essen auf. „Ich kann nichts essen," sprach das Mädchen, „ich weiß, daß die Mutter meiner mit Schmerzen wartet und hungert." Agnes ließ in ihrem Hause sogleich erquickende Speisen für die Kranke bereiten, und eilte mit Franziska — so hieß das Mädchen — zu der Mutter.

Franziska führte Agnes in ein ärmliches Haus und eilte fort, um für die Mutter eine Flasche Wein zu holen; in einem Dachkämmerlein lag die Kranke; befremdet schaute sie auf die Eintretende; aber ihr Antlitz verklärte sich, als ihr Agnes Gruß die Katholikin verrieth. „Großer Gott! Sind Sie katholisch! welches Glück, daß ich in dieser ganz protestantischen Stadt eine theilnehmende Frau finde," sprach die Kranke und suchte sich von ihrem Lager zu erheben; aber plötzlich überflog eine glühende Röthe ihre Wangen; „Sie sind Katholikin," seufzte sie; „um so mehr müssen Sie mich verdammen!" „Verdammen?" fragte verwundert Agnes, „verdammen, weil ich Katholikin bin? wenn Sie Katholikin sind —" „Ach, ich bin ja keine mehr," jammerte die Kranke: „das ist mein Schmerz, mein Elend! ich habe meine Kirche, meine beste Mutter verlassen, verlassen um eines Mannes willen. Noch brennt mir das Wort meines ehrwürdigen Pfarrers wie Schwefel von Sodoma in der Seele das Wort: Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, kann Gott nicht zum Vater haben."

Erschüttert blickte Agnes auf die Leidende. „Um eines Mannes willen," fragte sie ahnend, „haben Sie die Kirche verlassen? war ihr Gatte protestantisch?"

„Das war er," seufzte die Kranke; „ich war ka-

tholisch und er protestantisch; das thut in einer Ehe nimmer gut."

„Ich weiß dieß aus eigener Erfahrung," sprach Agnes betrübt, „liebe Leidensschwester!" und gab ihr die Hand.

„Leben auch Sie in einer gemischten Ehe? o dann werden Sie mein Elend begreifen! dann habe ich ein Herz gefunden, das meinen Jammer theilt, dem ich Alles vertrauen darf! Es ist für den Kranken und Leidenden allemal eine Erleichterung, wenn er seinen Kummer ausgießen darf. Ich glaube, Gott hat Sie mir gesandt. Hören Sie Alles, helfen Sie mir, rathen Sie mir dann, wie ich meine Gewissensruhe wieder erlangen und meine verlassene Mutter wieder finden kann."

Agnes nahm einen Stuhl und setzte sich zu der Kranken; diese athmete tief und sprach:

Sechstes Kapitel.

Sophias Geschichte.

„Meine Eltern lebten in dem südlichen Theile der Schweiz; nie hatte ein Kind wohl bessere und liebenswürdigere Eltern, als ich; Vater wie Mutter wetteiferten, mir das größte Glück, eine gute christliche Erziehung zu geben, und in Allem mit eigenem Beispiel voranzugehen. So wuchs ich auf, fröhlich und schuldlos, zwischen Gebet und Arbeit, zwischen Spielen und Scherzen. Meine Eltern lebten auf einem kleinen Landgute in stiller Zurückgezogenheit; nur wenige Be-

suche von auserlesenen Freunden unterbrachen diese Stille; ich wurde achtzehn Jahre alt, ohne von der Welt und ihren Sünden mehr zu wissen, als den Namen.

„Der nächste Nachbar meines Vaters war ein bejahrter Edelmann von ehrlichem Gemüthe, wohlhabend und kinderlos. Gicht brachte ihn dem Tode nahe; da berief er den einzigen Sohn seiner Schwester und starb in seinen Armen. — Adolf — so hieß sein Neffe — wurde jetzt der Erbe seines Gutes und unser Nachbar; er war Protestant und mochte fünf und zwanzig Jahre zählen; seine Gestalt war schön, sein Betragen höchst einnehmend. Es konnte nicht fehlen, daß er uns als die nächsten Nachbarn öfters besuchte; er bat uns, die Freundschaft, die wir seinem Oheim geschenkt, auch auf ihn überzutragen. Mein Vater, dessen Herz gegen alle nur Liebe hatte, erwies ihm jede mögliche Gefälligkeit; Adolf suchte sich dankbar zu bezeigen und sie zu erwiedern; so wurde diese Verbindung immer inniger; Adolf besuchte uns täglich; er aß mit uns, er ging mit uns spazieren und theilte alle ländlichen Freuden mit uns. Anfangs hatte sein Erscheinen keinen besondern Eindruck auf mich gemacht; aber seine Besuche, die jetzt täglich stattfanden, sein Talent in der Musik, seine angenehme, erheiternde und zugleich belehrende Unterhaltung machten ihn mir und uns Allen zu einem lieben Freunde, dessen Kommen mit Sehnsucht erwartet wurde. Bald sah ich zumal mit einer gewissen Ungeduld und Unruhe der Stunde seiner Ankunft entgegen; sein Benehmen, im Anfange stets in den Schranken der Ehrfurcht und des Anstandes, wurde unmerklich vertrauungsvoller; seine

Worte schmeichelnder und von Blicken begleitet, die mir das Blut auf die Wangen trieben. — Was soll ich meine Schwäche weiter ausmalen? Bald gestand er mir seine Neigung; erröthend und stillschweigend hörte ich sein Geständniß an; ich, ein kunstloses Landmädchen, konnte ihm nicht verhehlen, was mein Herz für ihn empfand; der Bund wurde geschlossen und mein Schicksal war entschieden. —

„Unsere Neigung konnte nicht lange vor den Augen der Eltern verborgen bleiben. Mein Vater sprach eines Tages mit ernster Miene, worin väterliche Liebe und Sorge sich spiegelten, zu mir: „Sophia, ich sehe mit Betrübniß, daß in Deinem Herzen eine Neigung entstehen will, die mich und Deine Mutter mit lebhafter Bekümmerniß für Dein, also auch für unser Glück erfüllt. Adolf, bedenke meine Tochter, ist Protestant, Du bist Katholikin; ich und Deine Mutter haben keine Mühe gescheut, Dir eine wahrhaft katholische Erziehung zu geben. Du glaubst an die Eine, heilige katholische Kirche; es ist Dir nicht unbekannt, daß diese heilige Kirche, unsere gemeinsame Mutter, die gemischten Ehen mißbilligt; ich bitte Dich, sey ihr treues, gehorsames Kind, ehre ihre Gebote, die Gebote Gottes und bringe ihr das Opfer Deiner Liebe, wenn sie es zu Deinem zeitlichen und ewigen Heile verlangt; Deine Verbindung mit Adolf kann Dich um Dein irdisches und — was noch schlimmer ist — selbst um Dein himmlisches Glück bringen. Nie hat eine gemischte Ehe Glück über die Gatten gebracht. Wie kann das Band der Ehe Geister einigen, wenn dieselben das Band des Glaubens nicht zuerst vermählt? O meine liebe Tochter bedenke, daß wir mit Jammer

in die Grube fahren würden, wüßten wir Dich von Unglück und der Gefahr bedroht, in Deinem Glauben zu wanken oder wohl gar ihn zu verlieren; zeige jetzt, daß Du uns, daß Du Deinen Heiland liebst; bete und kämpfe! Gott wird Dich stärken; mit ihm vermagst Du Alles!"

„Die Worte meines Vaters hatten mich erschüttert; jetzt kam auch die Mutter und sprach nicht minder eindringlich zu mir. „Meine Sophia," bat sie, „ich mache Dich nur auf den Einen Umstand aufmerksam, daß es den Gatten in gemischten Ehen unmöglich ist, mit einander aufrichtig zu beten; wo aber das gemeinsame Gebet der Ehegatten fehlt, da fehlt auch der häusliche Frieden, das häusliche Glück, der Segen Gottes; weder das Vaterunser, noch den Glauben kann der protestantische Mann mit der katholischen Frau beten. Wenn sie das allerheiligste Sakrament anbetet, so muß dem protestantischen Manne nach seiner Ansicht ihr Gebet als Lästerung erscheinen, denn er glaubt ja nicht an die Gegenwart Christi in diesem heiligen Sakramente; ruft sie die heilige Jungfrau Maria oder die lieben Heiligen um Fürbitte an, so wird er mitleidig die Achseln zucken, wenn er nicht auf noch schlimmere Weise eine Mißbilligung äußert. Bedenke dieß, Sophia; Du und Adolf, ihr könnt nicht mit einander Eine Kirche besuchen; wenn ihr dieß aber nicht könnt, so gehört ihr auch nicht als Eheleute in Ein Haus; ja nicht einmal essen könnt ihr mit einander; denn die Kirche gebietet uns das Fasten, während die Protestanten hievon nichts wissen wollen. O meine Tochter! gib Deine Neigung auf um Christi willen, um Deines, um unseres Glückes willen."

„Zu diesen eindringlichen Worten, welche durch den Kummer des Vaters und die Thränen der Mutter ein furchtbares Gewicht erhielten, gesellten sich noch die Warnungen und Bitten des Pfarrers, die abrathende, ängstliche Stimme des Gewissens.“ „Sophia,“ sprach der Pfarrer: „Die erste und größte Pflicht einer Gattin ist, den Mann und die Kinder zu heiligen; ist es schon ein schweres Werk für die Gattin, den gläubigen Mann zu heiligen, um wie viel schwerer wird es für Sie einst werden, einen Mann zum Guten, zur christlichen Heiligkeit zu führen, der Ihrem Glauben abgeneigt ist, ja, ihn offen für falsch erklärt. Bedenken Sie, welche schwere Last, welche Verantwortung Sie auf sich nehmen, eine Last, die furchtbar zu nennen ist, wenn Sie Mutter werden und Ihre Kinder für Gott und Seine Kirche erziehen sollen.“

„Ach, Alles mahnte mich, diese gefährliche Neigung zu ersticken; aber mächtiger als dieß, stärker als mein Glaube, als meine Liebe zu Gott und zu meinen Eltern, war meine Leidenschaft. Von Adolfs Schmeichelreden eingewiegt, mich selbst belügend und betrügend, setzte ich den Umgang mit ihm fort; der Vater sah sich gezwungen, mir ihn zu verbieten; ich Verblendete gehorchte nicht; endlich gab der Vater, welcher bei fortgesetztem Umgang das Schlimmste für meine Ehre fürchtete, nach und überließ es meinem Gewissen, was zu thun sey. Noch sehe ich meinen guten Vater, wie er mir betrübt und zürnend zuruft: O verblendetes Kind! Du willst nicht hören. Du willst Dein Unglück und damit auch das unsrige! wie schwer wirst Du einst büssen! klage aber dann

Deine Eltern nicht an, sondern gedenke unserer Bitten und Warnungen und Deines verhärteten Gemüthes!" —

„Doch, ich hatte nur für Eines Herz und Sinn, für meine Liebe! der Tag der Hochzeit wurde anberaumt, der Contract dahin abgeschlossen, daß die Knaben nach der Religion des Vaters, die Mädchen in meiner Religion erzogen werden sollten. Umsonst hatten mein Vater und der Pfarrer auf der katholischen Erziehung sämmtlicher Kinder bestanden. Jetzt erklärte der Pfarrer, es sey gegen sein Gewissen, eine Braut zu segnen, die sich so schwer gegen das Gebot der Kirche versündigte. Ich erschrack; ich bat fast knieend um die priesterliche Einsegnung. „Wie," sagte der Pfarrer, „wie Sophia Sie verlangen den Segen Derjenigen, welcher Sie doch die Hälfte Ihrer Kinder entziehen wollen?" Ich konnte nichts hierauf antworten. Weder meine Thränen, noch Adolfs Drohungen, der ihn mit einer Klage bei der Landesbehörde einzuschüchtern suchte, konnten den würdigen Priester erschüttern. Adolf machte seinem Zorne durch wüthende Schmähreden und Ausfälle auf meine Religion und ihre Diener Luft. Meine Eltern thaten nichts, um den Pfarrer zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen; sie zeigten tiefe Trauer und baten mich zum letztenmale, eine Verbindung aufzugeben, welche von der Kirche, also auch von Gott nicht gesegnet würde. O unselige Verblendung! jede Andere wäre an meiner Stelle umgekehrt; ich folgte Adolfs Lockungen und ließ mich von einem benachbarten, protestantischen Pfarrer trauen. Meine Eltern hatten sich geweigert, mich zur Trauung zu begleiten; der Kummer hielt sie zu Hause

eingeschlossen. Als ich sie um den Segen bat, antwortete mir der Vater: „Was nützt Dir, Sophia, unser Segen, wenn Dir der Segen Gottes fehlt? Nur Eines kann uns trösten — suche durch Dein Gebet, durch Dein Beispiel es dahin zu bringen, daß Dein Gatte auch im Glauben Eines mit Dir werde."

„Dieß war der erste Tag meiner Ehe, ein trauriger Anfang, der ein noch traurigeres Ende vorhersehen ließ. Bald nach der Hochzeit beunruhigte mich mein Gewissen; es gab Augenblicke, wo es mir mit peinigender Wahrheit meinen Leichtsinn vorwarf; umsonst suchte ich diese quälende Stimme durch Gebet und den ernstlichen Vorsatz zum Schweigen zu bringen, meinen Gatten zu meiner Kirche zu führen. Ich thörichtes Geschöpf hielt dieß für ein leichtes Werk. Adolf hatte bedeutende Besitzungen im nördlichen Deutschland; ein halbes Jahr nach unserer Hochzeit reiseten wir dahin ab; ich nahm Abschied von meinen Eltern, mein Herz blutete, als mich der greise Vater in die Arme schloß, und, die nassen Augen zum Himmel gewendet, ausrief:

„O meine Tochter! Gott segne Dich! versprich mir fest an unserm heiligen Glauben zu halten; mir ahnet, es warten auf Dich gefährliche Versuchungen."

„Ich kam nach Adolfs Vaterstadt; ihre Bewohner waren größtentheils Protestanten; nur wenige Katholiken hatten sich nach und nach angesiedelt und besaßen ein Kirchlein. Es ging lange her, ehe ich mich hier eingewöhnen konnte; die gepriesene Toleranz der Protestanten fand ich hier keineswegs; von mancher Seite wurde es Adolf verargt, daß er eine Auslän-

derin und noch dazu eine Katholikin zur Frau genommen hatte.“ —

„Allmählig kam die Zeit heran, daß ich mich an die Worte des Herrn erinnern mußte: „Bange wird dem Weibe, wenn es gebären soll, weil seine Zeit da ist; ist aber das Kind geboren, so gedenkt es der Angst nicht mehr vor Freude, daß geboren ist.“ Bei mir aber fanden diese Worte eine Ausnahme; ich gebar einen Knaben; die Schmerzen der Geburt schienen mir leicht gegen den Jammer, der meine Seele bei dem Gedanken durchdrang, daß ich mein Kind einem fremden Glauben opfern sollte. Meine Thränen nahmen kein Ende und ich seufzte: Du bist nur Mutter geworden, um Deinem Kinde das Verwesliche zu geben; und man erlaubt Dir nicht, ihm die unverwesliche Wahrheit zu geben und ihm den ganzen, lebendig machenden Glauben mitzutheilen. Wird es nicht deßhalb einst Dich anklagen? Wie, hat denn Adolf die wahre Gattenliebe zu Dir, da er Dich in einer unaufhörlichen Gewissensqual verkümmern läßt? Konnte er denn nicht, wie der würdige Pfarrer meines Geburtsortes so oft gesagt, ohne im Geringsten sein Gewissen zu beschweren, zugeben, daß die Mutter dem Kinde, wie sie demselben den verweslichen Theil gibt, zugleich auch dafür ihren vergeistigenden Glauben in seiner katholischen Fülle gebe? Sind Mutter und Kind nur darum so innig vereint, daß bei der Geburt schon der Säugling sogleich von der Mutter im Heiligsten getrennt werde, und nur die Muttermilch und nicht auch zugleich mit ihr den Mutterglauben trinke? O Adolf, Adolf! Du hast nur meinen Leib gewollt, meine Seele liebst Du nicht.“ —

„Seufzend drückte ich mein Söhnlein an das Herz und nur mit Widerstreben und einer Thräne in den Augen ließ ich es der Hebamme, als der Pastor kam und die Taufe mit großem Wortgepränge vornahm. Das Wasser, welches über das Haupt meines Sohnes herabfloß, fiel wie Feuer auf meine Seele. Auch Sie, edle Frau, haben diese Schmerzen gelitten! in diesem Augenblicke hätte ich gerne mein Leben aufgeopfert, um damit meinem Sohne die Aufnahme in die katholische Kirche zu erkaufen. Ich fühlte schreckliche Qualen. „Sieh," rief mir mein Gewissen zu, „das ist wohl Fleisch von Deinem Fleische, Gebein von Deinem Gebeine; aber es nicht der Glaube von Deiner Kirche, der die Hoffnung und die Liebe durch jene sakramentalische Kraft erzeugt, wodurch sich das Heldenthum der Heiligkeit offenbart." Nach der Taufe gab mir die Hebamme das Kind; der Pastor sprach einige freundliche, ermunternde Worte zu mir; ach, er mochte es gut meinen; allein in diesem Augenblicke war mir sein Anblick erschütternd; der Gedanke, daß mein Söhnlein die Taufe durch die Hand eines Mannes erhalten, dem keine Weihe der Kirche hiezu das Recht gab, dem jetzt die Befugniß zustand, über die religiöse Erziehung meines Sohnes zu wachen, dem es vielleicht eine Freude war, unserer Kirche eine Seele zu entziehen, dieser Gedanke erschütterte mich. Ich wandte mich ab und mußte weinen. Die Trauer, die meine Eltern bei der Nachricht empfinden mußten, daß ihr Enkel protestantisch getauft und erzogen wurde, erfüllte mein Herz mit neuer Bitterkeit. „Diesen Jammer," seufzte ich, „bringt Dein Ungehorsam über die besten Eltern; Du hättest ihr Trost seyn sollen, und

wirst jetzt ihr Schmerz; mit welchem Maaße Du ausmessest, mit dem wird Dir eingemessen werden.“ Dann betrachtete ich mein Söhnlein. „Armer Wurm,“ rief ich aus, „was helfen Dir alle Deine irdischen Reichthümer! nur durch meine Schuld schlummerst Du nicht in den Mutterarmen der Kirche! ach, wer sie nicht hört, gilt als Zöllner und Publikan. Wer ein anderes Evangelium und sey es auch ein Engel vom Himmel, verkündet, der ist verflucht. Gott! heiliger Gott! und mein Kind ist nicht in dieser Kirche, ruht nicht auf diesem Evangelium!“

„Der Kummer und die Vorwürfe meines Gewissens drückten mich fast zu Boden; ich hatte Niemanden, dem ich mein Herz öffnen durfte; vor Adolf mußte ich meinen Gram verbergen, wollte ich nicht neuen Verdrüßlichkeiten ausgesetzt seyn. Ich fühlte, daß meine Liebe zu meinem Gatten schwächer wurde; das Weib sollte an dem Mann Alles lieben, seinen Leib, seine Seele, seine Kenntnisse, seinen Glauben, und diesen konnte ich nicht lieben. Adolfs Glaube blieb mir stets ein Gegenstand heimlicher Besorgniß und stiller Kümmerniß. So härmte ich mich ab, bis mir der Himmel meine Franziska schenkte. Sie war mein einziger Trost; mit dieser durfte ich doch reden, wie meine Mutter einst mit mir geredet hatte; aber ich mußte mit größtem Schmerzen sehen, wie das arme Kind nur selten eines Blickes von seinem Vater gewürdigt wurde. Spöttereien, ja selbst Zänkereien fehlten nicht, als ich anfing, die Kleine im englischen Gruße und im Glauben zu unterrichten und ihr die Verehrung des heiligen Schutzengels und ihrer heiligen Schutzpatronin anzuempfehlen. Bald mußte ich

in Gesellschaften die bittersten Neckereien hören; und da ich sah, wie ich und Franziska die Stichblätter eines protestantischen Witzes abgeben sollten, zog ich mich immer mehr von Gesellschaften zurück. Adolf schien dieß anfänglich mißfällig zu bemerken; aber endlich schwieg er; durch meine Abwesenheit mochte er und seine Gesellschaft um so weniger sich belästigt fühlen. Mein Trost war meine Franziska; ihr gutes Gemüth, ihr Fleiß im Lernen, ihre Anhänglichkeit an unsere heilige Religion erheiterten mich in meinen Schmerzensstunden; nur dann fühlte ich mich auf das tiefste verwundet, wenn sie mir mit Thränen klagte, warum der Vater nur mit Christian — so hieß mein Söhnlein — und nicht auch mit ihr freundlich spräche? Was sollte ich ihr antworten? Es war ja nur zu wahr, daß der Vater Christian mehr liebte und der Grund dieser Vorliebe war seine Religion."

„Christian und Franziska hatten das Alter erreicht, wo sie die Schule besuchen konnten. Indeß von nun an begann mein tiefstes Leiden. Katholiken und Protestanten hatten in der Stadt eine gemeinsame Schule, nur daß jeder Religionstheil den Religionsunterricht von dem Geistlichen seines Bekenntnisses erhielt. Christian kam nach Hause und konnte nicht genug erzählen, wie doch der Lehrer sich ereifert habe in der Erklärung der heiligen Schrift; wie es selbst Leute gäbe, welche die Heiligen anbeten, und andere Menschen verdammten, die nicht ihres Glaubens wären. Ich war im höchsten Grade betroffen. Da stand Franziska auf und sagte in ihrer kindlichen Weise: „Ich sehe schon, daß dieß uns Katholiken gilt; aber der Lehrer muß ein rechter Lügner seyn; gerade das

Gegentheil hat uns heute unser Herr Pfarrer gesagt. Ausdrücklich hat er uns ermahnt, den Unterschied zwischen Anbetung und Verehrung nicht zu vergessen, und ja Niemanden des Glaubens halber zu verdammen, weil Gott sich selbst alles Gericht vorbehalten hat. Den Irrthum sollen wir hassen, sagte er, aber den Menschen nicht, der damit behaftet wäre."

„Solche Reden durchschnitten wie Schwerter mein Mutterherz; mein Kummer war um so größer, als solche Auftritte fast alle Tage vorfielen, und Adolf für Christian offen Parthei nahm. „Christian hat Recht," sagte er einstmals; „es ist ein dummes, abergläubisches Zeug um euern Katholicismus." Franziska brach bei diesen Worten in helle Thränen aus und blickte auf mich, als wollte sie zur Vertheidigung ihres und auch meines Heiligsten mich auffordern. Freilich erhob ich mich; allein die unverantwortlichen Schmähreden meines Gatten brachten mich bald zum Schweigen; ich konnte nichts anders thun, als mit der weinenden Franziska den Tisch verlassen und die Stunde bejammern, in welcher diese Ehe geschlossen wurde. Doch wir waren einmal verehelicht; es galt unser, der Kinder Glück. Ich that deßhalb die ersten Schritte zur Versöhnung und konnte es nur mit Mühe durch Bitten und Vorstellungen dahin bringen, daß den Kindern jeder Streit über religiöse Gegenstände von dem Vater untersagt wurde; allein es glimmte die Zwietracht doch immer unter der Asche und brach bei Gelegenheit nur um so heftiger hervor.

„Einmal fragte mich meine Tochter: „Mutter, warum essen wir denn alle Tage Fleisch? es ist ausdrücklich von der Kirche geboten, die Fasttage zu

halten." Ich weiß nicht, was ich für eine Antwort auf diese beschämende Frage gegeben. Aber es fiel mir dabei eine traurige Begebenheit ein. In der ersten Zeit meiner Ehe hatte ich mit Adolf Verdruß, weil ich an einem Fasttage kein Fleisch kochte. Zürnend fuhr er mich an und sagte: „Ich habe nicht geheirathet, um wegen einer pfäffischen Dummheit und pharisäischen Bigotterie meiner Gesundheit zu schaden; einen doppelten Tisch verbitte ich mir; die Zeiten sind schlecht und Sparen ist die erste häusliche Tugend. Was in den Mund geht, verunreiniget die Seele nicht."

„Um den Frieden zu erhalten, übertrat ich das Gebot unserer heiligen Kirche, und wer der Kirche in einem Gebote untreu ist, der wird sie bald ganz verlassen. O Gott! warum mußte ich ein schrecklicher Beweis dieser unstreitbaren Wahrheit werden! So viel ich auch nachgab, so geduldig ich auch offene und versteckte Spöttereien über meinen Glauben ertrug, der Unfriede dauerte fort. Franziska zumal litt unbeschreiblich. Die Eltern sollen den Kindern in allem Guten, besonders im Gebete und in der genauen Beobachtung aller Gebote ihrer Kirche das beste Beispiel geben und die Kinder wiederum solchem Beispiele der Eltern gewissenhaft nachfolgen; wie kann aber ein protestantischer Vater seiner katholischen Tochter ein solches Beispiel geben, und auf der andern Seite, wie kann ein katholisches Kind ohne vielfache Leiden und Versuchungen in dem Glauben beharren, den der Vater für irrig erklärt und mit Wort und That anfeindet? Ein Kind muß den Vater wie die Mutter in Allem lieben und ehren, in Allem ihnen gehorchen können; vor allem in dem Glauben, der doch die

Grundfeste der ehelichen Einigkeit, der glückseligen, frommen Kindererziehung ist. O wie traurig ist es für Kinder, wenn sie nur dem Glauben der Mutter, nicht auch dem des Vaters folgen können. Sie haben dann zur Hälfte einen Vater, zur Hälfte eine Mutter! —

„Um diese Zeit kam eine junge Frau nach der Stadt, die, katholisch wie ich, an einen protestantischen Mann verehelicht war. Madame Seyfried — so hieß sie — war älter als ich, und zeichnete sich durch die feinste Weltbildung aus. Das gleiche Schicksal, das uns getroffen, brachte uns bald näher. Ich gestand ihr meine Leiden und Kümmernisse, und bat sie um Rath und Hilfe. „Liebe Freundin," sagte sie, „was Sie mir erzählen, habe ich Alles selbst erfahren und dulden müssen; Sie können doch die religiöse Erziehung Ihrer Tochter nach bestem Wissen und Gewissen leiten; das aber war mir nicht gegönnt; denn zu einem protestantischen Gatten hatte mir der Himmel noch eine Schwiegermutter beschieden, die eine Stocklutheranerin war, und mich nur mit Widerwillen als ihre Tochter annahm. Sie schaltete und waltete als unumschränkte Gebieterin in dem Hause; ihre Abneigung gegen unsere Religion legte sie unverholen durch beißende Spöttereien an den Tag, die mich auf das bitterste kränkten und mich oft zu Thränen brachten. Klagte ich dann bei August, so sprach er: „Sie ist alt, sie hat Launen, sey geduldig, sie ist doch unsere Mutter; sie ist reich; es wird Dein und mein Schaden nicht seyn, wenn Du ihr die letzten Jährlein ihres Lebens die kindliche Liebe und Ehrfurcht erweisest." Manchmal nahm er mich gegen die Verunglimpfungen der Mutter in Schutz, allein dann

hieß es: „Deine Frau ist eine bigotte Papistin — und Du ein lauer evangelischer Christ, den sie gewiß noch zur papistischen Finsterniß ziehen wird.“ — O liebe Freundin! die ersten Jahre meiner Ehe waren bitter.

Noch ärger war es, als ich meinem Gatten Kinder gab; keinen Sohn, nur zwei Töchter gebar ich; diese hätten nach den Ehepakten katholisch werden sollen. Ich hatte das Unglück, in einer ganz protestantischen Gegend zu leben, wo kein katholischer Geistlicher auf Stunden weit zu finden war. So mußte ich es geschehen lassen, daß meine beiden Töchter protestantisch getauft wurden. Wie die Schwiegermutter die gebietende Frau im Hause spielte, so wollte sie allein meine Kinder erziehen und suchte meine Mutterrechte auf jede Weise zu beschränken. Ich konnte ihr in der Erziehung meiner Kinder nichts recht machen; bald verhätschelte ich sie, bald war ich zu streng; sie hatte nur Tadel für meine Liebe, für mein redliches Bestreben, meine Töchter zu erziehen; ich duldete und litt, um des Friedens willen, was nur immer zu tragen war; aber konnte ich wohl dazu schweigen, daß sie meinen Kindern, die ich katholisch erziehen wollte, nach Luthers Katechismus den Religionsunterricht ertheilte? dieß empörte mich.

„Mutter,“ rief ich einst: „Sie gehen zu weit; meine Töchter sollen katholisch werden, und Sie lehren sie Grundsätze, welche die katholische Kirche stets verworfen hat! ich, die leibliche Mutter, habe das Recht und die Pflicht, meine Kinder in meiner Religion zu unterrichten; ich bitte Sie, stören Sie mich nicht in der Ausübung meiner heiligsten Pflichten.“

„Es ist noch eine große Frage, meine Tochter, ob Ihre Kinder katholisch werden; ich und August sähen es gerne, wenn sie in unserm Bekenntnisse erzogen würden, und ich denke, Sie werden uns diese Freude nicht nehmen, sondern sich willig in das fügen, was wir zum Besten der Kinder und des Hausfriedens beschlossen haben."

„Mutter, um Gotteswillen!" rief ich bestürzt; „so verfügt man über meine Kinder? bin ich nicht ihre leibliche Mutter? habe ich nicht nach dem Ehevertrage das Recht, die Töchter in meiner Religion zu erziehen?"

„Allerdings," fuhr die Schwiegermutter kalt und gelassen fort: „Sie haben das Recht nach dem Ehekontrakt; Sie können klagen und werden wahrscheinlich gewinnen, wenn Sie es versuchen wollen, gegen Ihren Gatten und Ihre Schwiegermutter zu klagen, allein dazu möchte ich Ihnen doch nicht rathen; ich kann jeder meiner Enkelinnen zehntausend Thaler geben und werde es aber nur dann, wenn sie meinem Glauben folgen. Mein Gatte, der als Professor und Superintendent so ruhmvoll unsern Glauben gegen die Anmaßungen des Papstthums vertheidigte, würde sich noch im Grabe umkehren, sollten seine Enkelinnen einer ihm so verhaßten Religion zugewandt werden. Also, liebe Tochter, überlegen Sie; Sie haben die Wahl zwischen beständigem Unfrieden und künftiger Armuth, oder Fügsamkeit. Sollten Sie aber wider Erwarten eigensinnig auf Ihrem Rechte bestehen, dann könnte es selbst zur Scheidung kommen."

„Ich stand wie erstarrt bei diesen Worten und brach in helle Thränen aus; ich suchte bei meinem

August Hilfe und Trost. Er, von der Mutter schon lange vorbereitet, rieth mir durch Nachgiebigkeit den Hausfrieden zu erhalten, und unsere Töchter nicht eines Vermögens zu berauben, das sie, wie uns, vor aller Noth sichern würde. Seine Schmeichelreden vollendeten, was die Drohungen der Mutter begonnen. Ich gab nach und von nun an wurden meine Töchter protestantisch erzogen. Freilich machte mir dieß anfangs Kummer und Unruhe; doch zuletzt beruhigte ich mich; es war ja eine Unmöglichkeit für mich, sie katholisch zu erziehen; das ganze eheliche Glück, die Erziehung meiner Kinder, das reiche Erbtheil meiner Schwiegermutter stand auf dem Spiele, ich mußte nachgeben; den Stein, den man nicht heben kann, darf man liegen lassen. — Meine Schwiegermutter wurde von nun an freundlicher; sie hielt ihr Wort, als sie starb; jeder meiner Töchter vermachte sie zehntausend Thaler unter der Bedingniß aber, daß sie lebenslänglich protestantisch bleiben und nur Männer dieser Confession ehelichen sollten."

„Mir kamen bei dieser Erzählung viele Gedanken; Madame Seyfried schien mir in ihrer traurigen Lage nicht unrecht gehandelt zu haben; schon damals war mein Glaube, ohne daß ich es selbst bemerkte, schwächer geworden; von Leiden gebeugt und ermüdet, mochte ich eine Fran nicht tadeln, die, ihres Elendes los zu werden, das Aeußerste ergriff. Aber jetzt, wo die Binde von meinen Augen gefallen ist, wo meine Sünde mir in ihrer ganzen Größe klar geworden, jetzt erkenne ich auch im vollen Umfange den Leichtsinn dieser Frau, die ihre eigenen Kinder verrieth, und thöricht genug war, um Geld den Glauben, viel-

leicht die Seligkeit derselben zu verkaufen, und ein Recht aufzugeben, dessen muthvolle und standhafte Behauptung ihr den Himmel geöffnet hätte. Auch sie war nahe daran, zum Protestantismus hinüber gezogen zu werden; da starb sie plötzlich gähen Todes; sie hatte sich auf einem Balle erhitzt und erkältet, als sie eben ihre Töchter das erstemal zu dieser gefährlichen Unterhaltung führte. —

„Aber, was soll ich andere anklagen? ich die Schuldvolle! lassen Sie mich fortfahren und die Erzählung meiner Leiden und Verirrungen vollenden. Adolf behandelte Franziska fortwährend mit Kälte und Lieblosigkeit; sie konnte ihm trotz alles Eifers, nicht leicht etwas recht thun. Vom Vater vernachlässigt, von Christian geneckt, kränkelte sie; ihre Gesundheit nahm ab; ich mußte selbst für ihr Leben fürchten. Es kostete mich wahrhaftig keine kleine Beredtsamkeit, meinen Gatten zu der Einwilligung zu bewegen, daß Franziska zu meinen Eltern ziehen sollte. Mir war ein Stein vom Herzen; ich wußte, daß Franziska dort durchaus katholisch erzogen würde. O hätte ich es doch nicht gethan! ich brachte dem Hausfrieden ein großes Opfer; ich mußte es entgelten; wäre meine Franziska, mein frommes, gutes Kind, um mich gewesen, sie würde die leidende Mutter durch ihr Beispiel gestärkt und wie ein Schutzengel vor dem Falle bewahrt haben; bis auf diese Stunde weiß sie noch nicht das Unglück ihrer Mutter.

Franziskas Abwesenheit empfand ich bald schmerzlich und zu meinem Nachtheile; ihretwillen, um sie nicht zu ärgern, um mit Ehren vor ihr zu stehen, hatte ich die Gebräuche und Andachtsübungen unserer

Religion strenger beobachtet, als es sonst geschehen wäre. Es wurde nun anders; ich wurde nun lauer, träger. So oft ich zum Tische des Herrn ging, hatte ich alle Ursache, meine Firmgnade zusammen zu nehmen, um den Unmuth, Spott und mitunter sogar gotteslästerliche Reden mit Standhaftigkeit zu ertragen und mit Entschiedenheit abzuweisen.

Plötzlich fand ich zu meiner großen Verwunderung das Benehmen meines Gatten gegen mich ganz umgeändert. Er spottete nicht mehr über meine Religion, war höchst zuvorkommend und suchte mir allerlei Freuden zu bereiten. Er bereuete seinen bisherigen Ungestüm und bat mich täglich um Verzeihung; er bestrebte sich, allen meinen Wünschen zuvorzukommen und zeigte sich in allen Stücken als den liebenswürdigsten, gefälligsten Gatten. Meiner Franziska gedachte er jetzt mit Vaterzärtlichkeit und sandte ihr Geschenke und rührende Briefe. Auf gleiche Weise erhielt ich auch von seinen Freunden und Verwandten, deren Umgang mit mir bisher sich nur auf die äußerste Gränze des Anstandes beschränkt hatte, überraschende Beweise von Zuvorkommenheit und Achtung. Ich war ein argloses Weib und nahm mit innigster Freude und herzlichem Danke gegen Gott die verführerische Tücke für die Ergüsse eines erwachten Gewissens und der zärtlichsten, frühern Liebe; die Annäherung sonst kalter, zurückgezogener Freunde schien mir als das Geständniß früher begangenen und jetzt bereuten Unrechtes. Ein neues, schönes Leben schien für mich anzubrechen; ich war jetzt nur bemüht, die Zärtlichkeit meines Gatten mit verdoppelter Liebe zu erwiedern und der Zuvorkommenheit meiner Verwandten

durch die größte Aufmerksamkeit und Gefälligkeit zu danken.

Am Reformationsfeste überredete mich Adolf, mit ihm die Kirche zu besuchen und den unvergleichlichen Vortrag ihres Superintendenten zu bewundern, der als Prediger entschieden die gesammte katholische Geistlichkeit Norddeutschlands übertreffe. Adolf zu Liebe, willigte ich ein und ging in die Falle. Ich vergaß, daß ich meinen Eltern, dem Pfarrer so oft versprochen hatte, die Predigten und alle religiöse Streitigkeiten mit Protestanten zu meiden. Hätte ich doch nie einen Fuß in ihre Kirche gesetzt!

Ich hörte allerdings eine Sprache, die ich von der katholischen Kanzel nicht gewohnt war; sie war glänzend und blendend, bilder- und blumenreich, und es dünkte mich, als hätte ich eine ähnliche öfters in Romanen gelesen. Der Prediger beeiferte sich, das Licht zu preisen, das Luther und seine Gehilfen in die katholische Finsterniß gebracht; ich horchte betroffen; seine Ausfälle auf unsere heilige Religion wurden immer heftiger; der Prediger brachte Dinge vor, die mein Inneres empörten. Ablaßkram, Menschensatzungen, Verfinsterung des göttlichen Lichtes des Evangeliums, päpstliche Anmaßung und dergleichen Schlagwörter, die kein Ende nahmen, kamen wie giftige Schlangen unter den Blüthen der zierlichen Rede vor; die Predigt machte einen tiefen, aber düstern unheimlichen Eindruck auf mich; die Beschuldigungen gegen meine Kirche blieben in meinem Herzen; ich, ein ungelehrtes Weib, konnte sie nicht widerlegen; so kam es, daß ich zweifelte, wo ich hätte nur glauben sollen; Furcht und Scham banden mir den Mund, bei Geist-

lichen meines Glaubens anzufragen; so stiegen meine Zweifel, durch geschickt abgefaßte, alles Katholische entstellende und in den Koth ziehende Bücher genährt, die mir Adolf in die Hand spielte. Dazu kamen verführerische Gespräche, lästerliche Verdrehungen, offenbare Lügen, denen ich doch nichts entgegensetzen konnte. So wurde ein Glaubenssatz um den andern in mir erschüttert; der Glaube an die Kirche, ihre Unfehlbarkeit, an die von Christus eingesetzte Macht des Papstes ward immer schwächer — und ich sank, ein schwaches Weib, auf dieselbe Weise, wie einst stärkere Männer gefallen sind. Ich ging jetzt mehr und mehr mit protestantischen Frauen um, deren Männer Prediger waren, und so wurde ich auch von dieser Seite für den Protestantismus zubereitet. Ich hörte nichts mehr, als Protestantenthum, mein Glaube wurde von Tag zu Tag schwächer; ich strauchelte, ich spöttelte über kirchliche Gebräuche, ich verlachte die Beschwernisse des Fastens und der Buße; ich sah in dem Papst einen Tyrannen — und was fehlte mir noch, Luthers würdige Schülerin zu werden?

So war ich zum letzten Schritte reif. Ich begab mich zu dem katholischen Pfarrer und betheuerte, mit Freuden ein Joch abzuschütteln, das mir unerträglich und nur Menschensatzung sey; ich bat ihn zugleich, sich die Mühe zu sparen, mich durch seine Ermahnungen und Belehrung von meinem Entschlusse, den ich mit vollem Bewußtseyn gefaßt, abwendig machen zu wollen. Der ehrwürdige Pfarrer hörte mich gelassen an; aber er kannte seine Pflicht zu gut, als daß er sich so leicht hätte irre machen lassen. Er fragte mich: „Wer sind ihre Eltern?“ Diese Frage

hatte ich gefürchtet; sie fiel mir zentnerschwer auf das Herz; ich hatte die Unverschämtheit, zu sagen: „Sie sind Betrogene, wie ich!“ Der Pfarrer fragte weiter: „Haben Sie Ihren Eltern Ihren Entschluß mitgetheilt?“ „Nein,“ war die Antwort. Und nun entspann sich folgendes Gespräch zwischen uns. —

Pfarrer. Was veranlaßt Sie, Ihren Glauben zu ändern?

Ich. Die Wahrheit.

Pf. Lehret denn die katholische Kirche Lügen?

Ich. Ersparen mir Euer Hochwürden die Antwort.

Pf. Warum nennen Sie mich Hochwürden, wenn ich Lügen lehre?

Ich. Titulaturen sind Complimente.

Pf. Aus welcher Quelle haben Sie denn Ihre vermeintliche Wahrheit geschöpft?

Ich. Aus den schönen Reden der hiesigen Herren Prediger, aus geschichtlichen Thatsachen und aus dem Umgange aufgeklärter Männer und Frauen.

Pf. Haben Sie nicht auch unsere Predigten besucht, keine geschichtlichen Thatsachen von unsern Schriftstellern dargestellt gelesen und den Umgang wahrer Katholiken genossen?

Ich schwieg beschämt und verlegen.

Pf. O meine Liebe, bedenken Sie wohl, welch' wichtigen Schritt Sie wagen! Ihre Seligkeit steht auf dem Spiele! wer glaubt, der wird selig werden; wer nicht glaubt, der wird verdammt. Sie haben den Gegnern unsers Glaubens Gehör gegeben, während es doch die Klugheit und das Gebot der Kirche befiehlt, Streit und Unterredung über Glaubenssachen

mit Andersdenkenden so viel als möglich zu meiden. In den Zweifeln, die Ihnen in solchem Umgange entstehen mußten, haben Sie nie Ihren Seelsorger um Rath gefragt, und Sie wußten doch, wo er wohnte. Bei Ihrem Seelenheile, bei dem Andenken an Ihr Kind, an Ihre Eltern, welche Ihr Schritt vielleicht ins Grab stürzen wird, beschwöre ich Sie, nochmals zu überlegen, was Sie thun; Ihr zeitliches, Ihr ewiges Glück steht auf dem Spiele!

Seine Worte erschütterten mich. „Halten Sie ein, Herr Pfarrer!“ rief ich, „Ihre Worte könnten mich abwendig machen, hätte ich Sie früher gehört. Die Sache ist zu weit gekommen; Adolf hat mein Wort; ich kann nicht mehr zurück; möge mir Gott barmherzig seyn!“

Pf. Das wünsche ich von ganzem Herzen und werde ihn darum bitten. Ich wasche meine Hände in Unschuld und werfe die Verantwortung dieses Schrittes auf Ihre Seele; nur dieß Eine sage ich Ihnen: Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, kann Gott nicht zum Vater haben. Die Sünden gegen den heiligen Geist werden weder in diesem noch in jenem Leben nachgelassen. Beten Sie um Erleuchtung! Gott behüte Sie! —

Ich ging, unendbare Angst befiel mich; ich dachte an meine Franziska, an meine Eltern; an Gottes Gericht. „Kehre um!“ rief es in mir, „kehre um zu Deinem Pfarrer! halte Dein Herz seiner Stimme, der Stimme Gottes nicht verschlossen.“ In einem qualvollen Zustande, im Kampfe mit meinem Gewissen und meinem Schutzengel, der zum letztenmale zu mir sprach, kam ich nach Hause; dort schloß mich

Adolf in seine Arme; er wiederholte mir Alles, was immer gegen meinen Glauben von protestantischer Seite gesagt worden, er schmeichelte mir und so verlosch auch das letzte Fünklein, das mich hätte erleuchten können. Ich wurde also aufgenommen in die „heilige Gemeinde.“ „Schwindet Dir jetzt auch alle Hoffnung,“ dachte ich, „die eine bleibt Dir gewiß, in Deinem Hause von nun an Ruhe zu haben und die volle Liebe Deines Gatten zu besitzen.“ Aber wie sehr hatte ich mich getäuscht! gerade diese Hoffnung war die erste, welche sank. Mit meiner Sünde war der Segen Gottes von mir und den Meinigen gewichen. Adolf fing an, sich den Ausschweifungen der Trunkenheit und des Spieles zu ergeben, sein Vermögen zu verschwenden, seine Gesundheit zu zerstören. Meine Bitten, meine Vorstellungen waren vergebens. Es wurde immer ärger, Adolf vergaß sich und seine Ehre so weit, daß er mit einer berüchtigten Person verschwand. Gott verzeihe ihm! Ich konnte nicht klagen; ich hatte meinen Gott verlassen, Adolf — nur seine Gattin!

An dem Schmerzenstage, wo ich Adolf verlor, kam auch meine Franziska und brachte mir die Nachricht von dem Tode meiner Eltern; der Gram über meine Glaubensänderung, die, so geheim ich sie auch vor ihnen halten wollte, dennoch zu ihren Ohren kam und ihre Herzen auf das tiefste verwundete, hatte sie in das Grab gestürzt. Mein Jammer, die Vorwürfe meines Gewissens, das mir Elternmord vorwarf, wurde durch die Scham erhöht, die ich — eine protestantische Mutter — meiner schuldlosen katholischen Tochter gegenüber empfinden mußte. Mit stumpfer

Gleichgültigkeit nahm ich es auf, als die Gläubiger meines Mannes auf die erste Nachricht seines Entweichens in mein Haus brachen und Alles mit Beschlag belegten. Mein väterliches Erbtheil reichte kaum hin, die Schuldenmasse zu decken; und, als ich so allein dastand, von der Bosheit verspottet, von meinem Gewissen gegeißelt, von Allen verlassen, da fiel ich betäubt zu Boden, und erwachte nur wieder, um einen Ort zu verlassen, der mich um Religion, Gewissen, Eltern und Alles gebracht. Ich verfluchte laut ein Bündniß, das nur Leiber zusammenkettet, und die im Glauben getrennten Geister höhnt. Ich machte Allem die lautesten Vorwürfe, was nur immer solche Ehen befördert und zuläßt. Ich dachte an die Worte meines Vaters vor meiner Verehelichung und es gab Stunden, wo ich der Verzweiflung fast unterlegen wäre. Da machte ich mich mit meiner Franziska auf (denn mein Sohn Christian wurde von einem gutherzigen katholischen Kaufmann unentgeltlich in die Lehre genommen) und zog zu einer Base; hier hatte ich Zeit über meine Verirrungen und gerechten Leiden nachzudenken; mein Gewissen war erwacht; ich fühlte jetzt, was ich verbrochen, was ich verlassen hatte; das Leben meiner Eltern, das Andenken an meine harmlose Jugend, die Erinnerung an so viele Gnaden und glückliche Stunden, die mir meine Religion gewährte, steigerte meine Schmerzen bis zur unerträglichen Bitterkeit. Da brannte der Ort und das Haus meiner Base ab: sie, die sich jetzt kaum selbst ernähren konnte, war außer Stande mich ferner zu unterstützen; so ergriff ich auf das neue den Wanderstab; ich ergriff ihn, um zugleich mein Verbrechen wieder gut zu machen; und meinen

alten Glauben vor demselben ehrwürdigen Priester zu bekennen, vor dem ich ihn so frech und schmählich verläugnet habe. Ich kam mit meiner Franziska vor einigen Tagen hieher; allein der Druck der Leiden, der letzte Brandschrecken, die Noth, Alles wirkte zusammen, daß mich meine Füße nicht mehr tragen wollten. Eine mitleidige Frau, die Eigenthümerin dieses Hauses, sah mich und nahm mich mit samaritanischer Bereitwilligkeit auf; jedoch sie selbst leidet Noth und darum kann sie mir nichts weiter, als dieß Plätzchen zum Sterben angedeihen lassen."

Siebentes Kapitel.

Agnes fortwährendes Leiden — Heinrich protestantischer Theolog.

Mit innigster Theilnahme hatte Agnes der Leidenden zugehört; sie bot ihr alle Hilfe an und bestärkte sie mit aller Liebe ihres Herzens, in dem Vorsatze, zur Kirche Gottes heimzukehren und wieder um Aufnahme in ihre Arme zu bitten; nur so wäre für ihr Gewissen Beruhigung, nur so für ihre Seele Heil zu finden. Sie säumte nicht, den katholischen Pfarrer von dem Zustand der Kranken in Kenntniß zu setzen. Seine liebevollen und erleuchteten Zusprüche vollendeten die Zerknirschung dieses gebeugten Herzens; Sophia genas, von Agnes gepflegt und gewartet, und eilte mit Franziska nach der Stadt, wo sie ihren Glauben verläugnet; dort, hingeworfen zu den Füßen ihres ehemaligen Pfarrers, bekannte sie ihre Sündenschuld, bat um Verzeihung und um Aufnahme in die

Kirche. Mit Thränen der Freude in den Augen empfing der Pfarrer die Reuige; sie machte das Aergerniß gut, das sie gegeben, und nährte sich redlich, wenn gleich mühselig, mit Franziska von der Arbeit ihrer Hände und zwar in jener Stadt, welche sie einst als Gattin Adolfs in Wohlleben und Reichthum gesehen. — Jetzt lebte sie glücklicher als je; Agnes Freundschaft blieb ihr immer und war für sie eine reiche Quelle des Trostes; von ihrem Gatten hörte sie lange nichts, bis ihr Briefe von Amerika seinen Tod meldeten, den er von Elend aufgezehrt als Matrose auf einem Handelsschiffe erlitt. Aufrichtige Thränen weinten Franziska und Sophia dem Vater und Gatten nach; Christian trocknete zum Theile diese Thränen; er, nach seiner Neigung bei seinem Kaufherrn katholisch erzogen, wurde der Liebling desselben und bald der Gatte seiner einzigen Tochter; nun zogen Sophia und Franziska zu ihm und die Tage nie geahnten Glückes schienen für die geprüfte Familie anzubrechen. —

Aber für Agnes wollten sie nicht anbrechen. Sophias Leiden und Buße hatten ihr einen großen Trost gewährt; das Aergste und Schlimmste, was die gemischten Ehen über katholische Gatten bringen, war über sie noch nicht ergangen; ihr demüthiges Herz dankte deßhalb mit Inbrunst dem Herrn; aber ihre Furcht und Wachsamkeit mußten sich bei Sophias Bekenntnisse eher mehren, als mindern. In dem Hause selbst schien es jetzt ruhiger zu werden. Heinrich kam in ein Institut, um dort seine weitere Bildung zu erhalten. Segnend und mit bittern Thränen entließ ihn die Mutter. Ihr einziger Trost war Maria, und in der That, die ganze katholische Mutter schien in

der lieblichen Tochter zu erblühen; mit kindlichem Gemüthe ehrte sie Vater und Mutter; an der Mutter zumal hing sie mit unendlicher Liebe; mit ihr besuchte sie das heilige Meßopfer, sie theilte das Heiligste, die Gnade der Sakramente mit ihr — in Jesu und Seiner Kirche wuchs ihre Liebe immer mächtiger, immer inniger. Albert sah es, mit welcher Liebe Maria die Mutter umfaßte; er sah, daß sie auch ihn als Vater liebe und ehre, und dennoch fühlte er den großen Unterschied der Liebe, die sie der Mutter, die sie ihm bewies; er empfand hierüber zu Zeiten Unzufriedenheit; aber konnte es anders seyn? Hing nicht auch Heinrich mit größerer Liebe an dem Vater, als an der Mutter? Es ist eben so gewiß, als natürlich, daß die katholische Tochter der katholischen Mutter mehr anhangen wird, als dem protestantischen Vater, und der protestantische Sohn dem protestantischen Vater ergebener seyn wird, als der katholischen Mutter; denn die natürliche Liebe, welche zwischen ihnen herrscht, muß durch den gleichen Glauben erhöht und gekräftigt werden, während die Trennung des Glaubens diese Liebe, wie die Erfahrung lehrt, nur zu oft schwächt und vermindert.

Der Glaube und die Liebe des Katholiken zeigt nirgends seine Kraft und Inbrunst schöner und herrlicher, als in der Anbetung und Verehrung des in dem heiligsten Sakramente gegenwärtigen Gottmenschen; hierin unterscheidet sich sein Glaube von dem der andern Bekenntnisse ernst und strenge; Agnes und Maria bekannten ihren Glauben an das allerheiligste Sakrament freudig und offen und versäumten nie, demselben, zumal an dem Frohnleichnamsfeste, Ihm ihre

Huldigung darzubringen; die Spottreden Alberts und der stille Hohn der Protestanten schmerzten sie zwar; aber ungleich schwerer fiel es Agnes auf das Herz, daß Albert daran gar nicht glaubte und Heinrich mit seinen Glaubensgenossen der Meinung waren, auch sie würden bei ihrem Abendmahl des Leibes Christi theilhaftig. Aber wer, welcher Priester wandelt ihnen das Brod? Nur in der *katholischen* Kirche wohnt der Gottmensch! Diese Betrachtung preßte der liebenden Mutter, welche so gern ihr höchstes Glück mit dem Gatten und dem Sohne getheilt hätte, oft bittere Thränen aus. Als einst Albert von dem Abendmahle zurückkehrte und ihr von der schönen Rede des Pastors erzählte und von seiner Ermahnung, den Leib des Herrn gläubig und würdig zu empfangen, überwältigte der Schmerz Agnes Herz; weinend rief sie: „O mein Albert, möchtest Du Ihn wirklich empfangen haben! ich aber" — Seufzer erstickten ihre Worte. —

Eines Tages besuchte Agnes mit Albert und ihren Kindern und mehrern Freunden einen benachbarten Belustigungsort. Sie kamen in die Nähe der katholischen Kirche; der Pfarrer trug eben das Allerheiligste zu einem Kranken. Agnes und Maria warfen sich auf die Knie nieder und beteten den Sohn Gottes an. Albert, Heinrich und ihre Begleiter lüfteten leicht den Hut; ihr Gruß galt mehr dem Pfarrer, als dem Sohne Gottes; mit Schmerzen sahen es Maria und Agnes; sie mußten hören, wie ihre Frömmigkeit heimlich verspottet und ihr Glaube belächelt und bemitleidet wurde. Albert mußte wohl Ehrenthalben sich der Seinigen annehmen; es kam zwischen ihm und einem reichen Kaufmann zu einem lebhaften Wortwechsel;

der Kaufmann verletzte den Anstand; Albert rügte es bitter und die Folge davon war, daß der reiche Kaufmann sich einen andern Arzt nahm. „Das wäre nicht geschehen," sagte Albert verdrüßlich und schonungslos zu Agnes, „wenn Du nicht katholisch oder doch nicht so bigott wärest!" Agnes hatte nur Thränen für solche Ungerechtigkeit. —

In den Ferien kam Heinrich in das elterliche Haus zurück; sein Glaube sprach sich jetzt immer bestimmter aus, seine Abneigung gegen die katholische Religion war noch größer geworden. Er wurde jetzt confirmirt; diese Feier war für Agnes Mutterherz der bitterste Tag; an diesem Tage war es ja, wo Heinrich sich mit Wissen und Willen von der katholischen Kirche lossagte und so alle Hoffnungen in Agnes Herzen zerstörte; sie durfte ihre Trauer nicht laut werden lassen, der Vater gab ein Mahl, wozu er den Pastor und viele seiner protestantischen Freunde lud; man sang und spielte, man aß und trank; alles war fröhlich, nur Agnes Herz blutete; so bald sie konnte entfernte sie sich; in ihrem Schlafgemache warf sie sich vor dem Gekreuzigten nieder und bat für den Sohn, für den Gatten. —

Agnes gebar ihrem Gatten um diese Zeit noch eine Tochter; darauf einen Knaben; die Zeit der Schwangerschaft war für ihr gläubiges Herz mit Kümmernissen begleitet, die wohl empfunden, doch nicht geschildert werden können. Das Mädchen starb nach Jahresfrist und wurde in dem katholischen Friedhof beerdigt; es war das erste Kind, das Agnes verlor. „O daß ich doch bald an Deiner Seite ruhen könnte!" seufzte die gebeugte Mutter; sie schaute über

die Kreuze auf die protestantische Grabstätte; ein Schwert durchdrang ihre Seele bei dem Gedanken, daß sie von Albert, ihrem Gatten, dem sie im Leben unauflöslich verbunden, im Tode einst getrennt und nicht an seine Seite gesenkt würde; und diese Trennung — konnte sie sich nicht auch auf jenseits erstrecken, konnte sie vielleicht nicht sogar ewig währen?

Heinrich bildete seine Anlagen immer mehr und mehr aus; die Professoren belobten seinen Fleiß und seine Talente, und versprachen sich viel von ihm; so wohl dieß dem Mutterherzen that, so sehr betrübte sie auf der andern Seite Heinrichs religiöse Gesinnung; seine Abneigung gegen Alles, was katholisch war, trat immer deutlicher hervor. Die Katholiken waren ihm Römlinge, Dümmlinge, Finsterlinge; von Aergerm hielt ihn bloß die Achtung gegen seine Mutter zurück. Agnes bat ihn oft: „Heinrich urtheile nicht vorschnell! verdamme nicht, damit Du auch nicht verdammet werdest; Du lästerst, was Du nicht kennst; Du redest jetzt nur Andern nach; prüfe doch mehr; Du würdest anders sprechen, wenn Du die Herrlichkeit und Schönheit des katholischen Glaubens kennen würdest.“

„Das will ich auch; ich will sie kennen lernen diese Schönheit,“ sprach lächelnd Heinrich; „ich will die Theologie studiren!“

Dieser Entschluß erfüllte anfangs die Mutter mit Angst und Sorgen. Eine gefährliche Richtung hatte die protestantische Theologie zu dieser Zeit genommen, die Lehren und Meinungen, welche jetzt unter den Protestanten gang und gäbe wurden, waren der Agnes in ihrem Umgange mit Protestanten nicht entgangen,

obgleich sie unfähig war, das Verderben derselben in ihrer ganzen Größe zu erkennen. Sie entdeckte ihr Bekümmerniß dem katholischen Pfarrer; dieser konnte freilich ihre Furcht nicht ungegründet finden; aber er bemerkte ihr, daß Heinrich gerade durch das Studium der Theologie an den Quellen der heiligen Schrift und der Kirchengeschichte von Gott erleuchtet werden und den rechten Glauben finden könne. Agnes beruhigte sich jetzt und widersprach nimmer; nur bat sie Heinrich, er möge die Theologie ohne Vorurtheile mit Gebet und Prüfung studieren und dabei stets gedenken, daß seine Mutter eine Katholikin sey.

Achtes Kapitel.

Julius — Heinrichs Predigt — Agnes Krankheit — Julius Tod.

Als Heinrich sie verließ, war Julius, Agnes zweiter Sohn, sechs Jahre alt geworden; er war das Ebenbild der Mutter, nur die hohe Stirne und das dunkle Haar erinnerte an den Vater; beide, Vater wie Mutter liebten ihn über alles; auch ihn sollte die Mutter dem Protestantismus opfern; aber so sehr Heinrich sich zu ihm hinneigte, so entschieden und offen hing Julius an dem Glauben der Mutter. Nur mit ihr oder Maria wollte er beten; nur mit ihnen in die Kirche gehen; seinem kindlichen Sinne gefiel der prachtvolle, zum Herzen sprechende Gottesdienst der Katholiken; kam er von der Kirche nach Hause, so erzählte er dem Vater von dem in Gold und Silber strahlenden Altare, von den glänzenden Leuchtern mit den flam-

menden Wachskerzen, er bewunderte die reiche, herrliche Kleidung des Priesters und den Wohlgeruch des Weihrauches; vor allem gefiel es ihm, wie die Gläubigen bei der heiligen Wandlung sich auf die Kniee warfen und an das Herz betend schlugen. „O Vater," rief er, „da ist es schön, da kommen die Engel, da kommt Gottessohn, sagt die Mutter, und sucht uns heim; warum kommst Du denn nicht in unsere Kirche? in der Deinen, wo der Pastor predigt, da ist's ganz leer und kalt, da ist kein Engel, kein Gottessohn." Daher konnten ihn keine Geschenke, keine Vorstellungen und Drohungen des Vaters oder des Pastors bewegen, von dem Besuche der katholischen Kirche abzulassen und dafür in die protestantische zu gehen; manchmal mußte er mit ihnen die protestantische Stadtkirche besuchen; aber ihm ward nicht wohl in den kalten, leeren Hallen; er sehnte sich nur um so mehr nach jenem Tempel, wo sein Auge an Bildern sich weiden, sein Ohr an Musik sich ergötzen, und sein Herz in der Nähe des Altars, mit dem Priester betend, eine geheimnißvolle, süße Erquickung empfand.

Agnes frohlockte und dankte Gott, daß Er ihr und ihrem Glauben das Söhnlein geschenkt; mochte auch Albert schelten, mochte der Pastor zanken und die Rechte seiner Religion auf Julius geltend machen — der Knabe ging still und ruhig mit der Schwester in die Kirche, und betete mit ihnen wie zuvor. In ihm schien es offenbar zu werden, was das Gebet und das Beispiel einer frommen Mutter vermag. —

Desto entschiedener bekannte sich Heinrich als Gegner des mütterlichen Glaubens; hätte er diese Abneigung nur weniger schroff bewiesen! er sah die Thränen,

welche die Mutter um ihn weinte, und keine fiel auf sein Herz; er ging den Weg, den damals die meisten protestantischen Theologen gingen; aber dieser Weg führte nicht zur Verklärung des Christenthums, wie sie vorgaben, sondern zu seiner Zerstörung. Es kam die Zeit, wo Heinrich seine Studien vollendete und heimkehrte; ein großer Ruf ging ihm voran; zumal wurde sein Talent als Prediger gepriesen. Die ganze Stadt war gespannt, als er, vom Pastor aufgefordert, an dem Tage, wo die Protestanten die Feier des Westphälischen Friedens begingen, die Kanzel besteigen sollte. Agnes Mutterherz sah mit Angst diesem Tage entgegen; es sollte sich da so viel für sie, für Heinrich entscheiden; die Bedeutung dieses Festes ließ sie wenig Gutes für ihren Glauben ahnen. — „Heinrich," bat sie mit rührender Stimme, „wenn Du predigst, so denke doch auch, daß Deine Mutter eine Katholikin ist und jedes Deiner Worte in ihrem Herzen widerhallen wird!"

Eine leichte Unpäßlichkeit, mehr noch eine geheime Scheu schien sie von dem Besuche der Predigt abzuhalten; auch Albert und Heinrich wünschten, die Mutter möchte lieber der zweiten Predigt, die Heinrich auf den nächsten Sonntag halten wolle, beiwohnen. Dennoch überwand die mütterliche Liebe und Sehnsucht alle Bedenklichkeiten; heute ja sollte Heinrich seinen Glauben aussprechen; und dieser Glauben lag der Mutter so sehr am Herzen! Von Maria begleitet, ging sie in die protestantische Kirche und suchte dort ein verborgenes Plätzchen, wo sie Alles sehen, Alles hören konnte! — Wäre sie doch zu Hause geblieben!

Mit pochendem Herzen sah sie Heinrich auf die Kanzel treten; seine kräftige schöne Jugendgestalt, die volle, klangreiche Stimme, sein helles Auge, aus dem Muth aufschimmerte, erweckte ein beifälliges Murmeln in der dichtgedrängten Kirche. „O,“ seufzte Agnes, „wenn doch mein Sohn als Priester von Gott geweiht, das Wort des Heilandes an dieser Stätte verkündigte! wie glücklich wäre ich doch!“ Aengstlich horchte sie! Heinrich erhob seine Stimme; er schilderte die Kraft und den Muth der Reformatoren, die Schlechtigkeit und Feigheit ihrer Gegner, der Päpste in Rom; er brach in Lästerungen aus, von denen das Ohr der Mutter erzitterte; er brandmarkte als Unsinn, woran ihr Herz mit Glaube und Liebe gehangen; er schalt das Joch unnatürlich und tyrannisch, das bisher ihren Schultern so leicht und süß vorgekommen war. Rastlos schalt Heinrich fort; da weinte Maria stille; die Mutter schien ein starrer Schreck zu fassen; wie gebannt hing ihr Ohr und Auge an dem Redner, bis sie bleich, halb ohnmächtig in Marias Arme sank. Ohne Aufsehen brachte man sie aus der Kirche nach Hause. Dort lösete sich ihr Schmerz und Schrecken in den bittersten Jammer auf. Sie rang die Hände zum Himmel und klagte sich an, einen Sohn geboren zu haben, der die Braut des Heilandes, die Mutter seiner Mutter lästerte, mißhandle und morde, in ihren Schmerzen betheuerte sie, unglücklicher zu seyn, als die Mutter des Heilandes selbst; diese hätte Hoffnung gehabt, ihren Sohn wieder zu erhalten; doch ihr Kind sey verloren, wenn es fortwandle auf dieser Bahn.

Triumphirend kehrte Heinrich mit allgemeinem Lobe

gekrönt, nach Hause; dort fand er die Mutter in Fieberhitze liegen. Mit Bestürzung hörte er, daß seine Mutter in der Predigt gewesen; die Worte, welche sie in der Fieberhitze ausstieß, zeigten ihm den Grund und die Größe ihrer Schmerzen. Da klagte auch Heinrich, bitter und erschüttert rief er aus: „Mutter, warum ist mein Glaube nicht der Deine!" Agnes Krankheit verschlimmerte sich; sie verlangte nach den heiligen Sakramenten. Der katholische Pfarrer brachte ihr den Leib des Herrn. Während Julius und Maria auf den Knieen lagen und beteten, entfernten sich Albert und Heinrich eiligst; mit schmerzlichen Blicken sah ihnen die Mutter nach.

Julius aber fragte, als sie die heiligen Sakramente empfangen: „Mutter! was hat Dir denn der Priester gebracht? Du schaust so schön und freundlich aus!"

„Julius, der Priester hat mir eine gute Arznei gebracht, die beste Arznei, die ich nur wünschen konnte!" erwiederte Agnes. „Ich weiß schon," fuhr der Knabe fort; „darum hat er Dich mit Oel gesalbt; der Vater hat mir schon einmal gesagt, daß Oel ein gutes Heilmittel sey."

„Ja, Julius; das Oel aber muß der Priester segnen; nur so hilft es dem Kranken!" „Hat denn der Pastor kein Oel für seine Kranken?"

„Nein, nur der katholische Pfarrer, der zu mir kam!" „Das will ich mir merken," sprach Julius; „der katholische Pfarrer also hat das gute, heilsame Oel; wenn ich krank werde, muß er auch zu mir kommen und mich salben!"

Die Mutter lächelte und drückte freudig und ge-

rührt ihr Söhnlein an sich; sie wurde zusehends besser und nach vier Wochen konnte sie das Bett verlassen. Aber statt ihrer erkrankte Julius; er schien die Krankheit der Mutter geerbt zu haben; seine Schmerzen nahmen zu und bald zeigte sich große Gefahr. Der Vater that das Aeußerste, was die Kunst und Liebe vermochten; aber keines seiner Mittel schien zu helfen. Da sprach einst der Knabe zu der bekümmten Mutter: „Des Vaters Tränke und Pflaster helfen mir wenig; gehe Mutter, laß unsern Herrn Pfarrer holen; ich will ihn bitten, daß er mich mit dem guten Oele salbe und Du wirst sehen, ich werde frisch und gesund!" —

„Hörst Du Albert?" fragte Agnes; „Julius will das heilige Sakrament der Oelung empfangen; Gott hat ihm darauf das Vertrauen gegeben; wehre es ihm nicht; Du glaubst nicht, welche Wunder oft die heilige Oelung an gläubigen Kranken und Sterbenden gewirkt hat."

„Agnes," sprach Albert mit Unmuth; „aus Dir spricht der Aberglauben; aus dem Knaben die Einfalt; laß ihn ruhig; ich denke, ich rette ihn auch ohne Oelung."

„Nein, lieber Vater; das kannst Du nimmer; Du willst mir helfen, aber Du kannst nicht; geh, Vater, ich bitte Dich, laß den Herrn Pfarrer kommen, der soll mir seine Medizin, sein Oel geben; sonst muß ich sterben und es reuet Dich!"

So verlangte Julius mehrere Tage dringend nach der heiligen Oelung; der Vater und Heinrich suchten es ihm auszureden; allein der Knabe bestand darauf und bat mit gefalteten Händlein, nach dem Priester

zu schicken; nur die heilige Oelung könne ihn retten, sonst müsse er sterben.

Da rief Agnes entrüstet: „Wie, so grausam und unbarmherzig könnt Ihr seyn und dem Todtkranken dieß verwehren? Ich gehe hin und hole unsern Herrn Pfarrer, und ich will sehen, wer ihm in meiner Gegenwart verwehre, meinem Julius das heilige Sakrament zu geben.“

„Agnes, sey doch vernünftig,“ begütete Albert; „Julius ist ja Protestant; der Pfarrer wird und kann ihm die Oelung nicht geben!“

„Nein, Albert!“ betheuerte Agnes; „Julius ist kein Protestant, er ist Katholik; den ersten Sohn hast Du mir genommen; der zweite gehört mein und meinem Glauben; mit mir betet Julius den Englischen Gruß und den Glauben, mit mir hat er die heilige Messe gehört, mit mir seine Kniee vor dem Allerheiligsten gebeugt; mein Julius ist kein Protestant, und als Katholik soll er das heilige Sakrament der Oelung empfangen!“ „In Gottesnamen, Du eigensinniges, thörichtes Weib! so warte nur drei Stunden, bis

---

Anmerkung. Agnes Aeußerungen und Julius kindliche Ansicht von dem heiligen Sakramente dürfen hier nicht mißdeutet werden. Es ist nicht die Lehre der Kirche, daß nach dem würdigen Empfange der heiligen Oelung die leibliche Genesung mit Nothwendigkeit erfolge; aber gewiß ist es, daß Tausende, welche dieß heilige Sakrament würdig und vertrauungsvoll empfangen, genasen; immer darf der Kranke hoffen, daß Gott ihm die Arzneien segnen und ihn herstellen werde, wenn es anders zu seinem ewigen Heile ersprießlich ist; allein wer wollte die Genesung jedesmal und mit Gewißheit erwarten? es ist dem Menschen bestimmt, daß er einmal sterbe. —

dahin muß die Krisis eintreten; wird es nicht besser, so laß den Pfarrer kommen, ich will sehen, wer mehr vermag; ich mit China oder Euer Pfarrer mit seiner Salberei!"

Die drei Stunden verflossen und Julius lag im Sterben; an das Herz der Mutter gelehnt, betete er mit ihr nochmals den Englischen Gruß und den Glauben, gab ihr das Händlein, dem Kreuze den Kuß und schlief ein. Agnes drückte ihm in tiefsten Schmerzen die Augen zu. „Albert," klagte sie, „die heilige Oelung hätte ihn gerettet; jetzt liegt er, eine Leiche da; mache ihn lebendig, wenn Du kannst!" Albert entfernte sich mit Zorn und Schmerzen zugleich. Heinrich und Maria versuchten es die Mutter zu trosten. „Was sprecht ihr?" fragte sie; „mein Schmerz ist schon vorbei; mein Kind ist katholisch gestorben, ist ein Engel, o Heinrich, stürbest Du doch auch so!" Heinrich zuckte die Achsel und schwieg; Agnes aber bestand mit Festigkeit darauf, daß Julius in dem katholischen Gottesacker beigesetzt wurde; in dem Kirchlein daselbst ließ sie für ihn das heilige Meßopfer darbringen; sie und Maria beteten; aber Albert und Heinrich erschienen nicht. —

Neuntes Kapitel.

Maria — Ferdinand — Albert droht mit Scheidung — Agnes Tod.

Bald nach Julius Tode wurde Heinrich von einem Studienfreunde besucht. Ferdinand — so hieß er — hatte sich der Medicin gewidmet und darin sich ausgezeichnete Kenntnisse erworben; er wünschte jetzt, unter der Aufsicht eines tüchtigen Arztes, sich in der Praxis weiter auszubilden. Von Heinrich empfohlen, nahm ihn Albert gerne in sein Haus; sein stilles, bescheidenes Betragen machte ihn bald bei Allen beliebt. Ferdinand hatte ungefähr ein Jahr im Kreise dieser Familie zugebracht; Marias stille, fromme Liebenswürdigkeit war ihm nicht entgangen und hatte auf sein Herz einen tiefen Eindruck gemacht. Er verschloß dieses Gefühl in seine Brust und entdeckte erst dann seine Neigung seinem Freunde Heinrich, als er durch den Gewinn eines Prozesses der Herr eines bedeutenden Vermögens geworden war. Von Heinrich aufgemuntert, hielt er bei den Eltern um Marias Hand an. Mit Freuden sagte der Vater ja; die Mutter aber schüttelte traurig das Haupt. „Ferdinand ist protestantisch, Maria ist katholisch; das ist keine gute Ehe!“

„Schon wieder Agnes, solche Albernheiten,“ schalt der Gatte; „Ferdinand liebt Maria, Maria liebt ihn, wie ich zu glauben allen Grund habe; ich sage Dir, sie werden glücklich; Ferdinand ist ein talentvoller, redlicher und reicher Mann; bedenke, daß wir Marien nur eine geringe Aussteuer geben können; und Maria ist schon drei und zwanzig Jahre!“

„Albert," fragte Agnes mit rührender Stimme, „können sich Maria und Ferdinand mehr lieben, als wir uns geliebt haben? Albert, sage jetzt, war unsere Ehe denn glücklich? ach, es ist nur zu wahr, in den gemischten Ehen ist kein Heil; wo der eine Glaube fehlt, da fehlt die rechte Liebe."

Albert wandte sich erschüttert ab; ja, es war nur zu wahr und er selbst fühlte es, daß ihre Ehe nicht glücklich gewesen; auch das gestand er zu, daß Verschiedenheit ihrer Bekenntnisse den Frieden der Ehe getrübt; allein er war der Meinung, Agnes hätte durch Nachgiebigkeit, durch Mäßigung und Klugheit alles zum Bessern wenden können. Er warf es Agnes bitter vor, daß sie durch fanatische Bigotterie und die Aufreizungen ihres Beichtigers die Schuld der Zwietracht trage.

In Agnes Augen traten Thränen. „Albert," rief sie mit Würde und der Kraft ihres guten Bewußtseyns, „Du kennst mein Leben; mein ganzes Leben im Ehestande war nur ein müheseliges Streben, meine Pflichten gegen Dich und meine Kinder mit den Pflichten gegen meine Religion und mein Gewissen zu vereinigen. In diesem Kampfe und Streben habe ich die Kraft meines Lebens und meiner Liebe aufgezehrt, und daß meine Bemühungen fruchtlos waren, das ist ja eben mein Unglück und der Jammer meines Herzens!"

Albert schwieg; „Agnes!" hob er nach einer peinlichen Pause an; „so kommen wir nie zurecht; ich habe längst die Hoffnung aufgegeben, Dich zur Vernunft zu bringen; ich weiß es, Du wolltest mich unter das Joch Deiner finstern Kirche bringen; daß ich als

Mann meinen Grundsätzen getreu blieb, und mich nicht dem Aberglauben und dem Zwange unterwerfen wollte, das ist Dein Jammer, Du thörichtes Weib, das ist Dein eingebildetes Unglück!"

Albert ließ nun Maria rufen und eröffnete ihr Ferdinands Wünsche. „Er hat mir seine Neigung gestanden," erwiederte Maria erröthend; „ich ehre und schätze ihn; aber seine Gattin kann ich nicht werden; denn ich habe der Mutter gelobt, nur einen Mann meines Glaubens zu ehelichen."

„Das ist zum Verzweifeln!" rief zornig Albert; „die Tochter schon angesteckt von der Thorheit der Mutter! sage mir, Maria, könntest Du Ferdinand lieben und ehelichen, wenn er katholisch wäre?"

Maria schlug erröthend die Augen nieder. „Ich glaube ja!" sprach sie leise.

Ferdinand war ihr gefolgt und hörte es. „O Maria," rief er leidenschaftlich, „verstoßen Sie mich nicht meines Glaubens halber; Gott die ewige Liebe hat unsere Herzen vereint; er wird uns auch Einigkeit im Glauben geben!" Alles, was die Liebe Mächtiges und Reizendes hat, tönte von seinen Lippen; seine Bitten, von dem Ansehen des Vaters, von den Vorstellungen des Bruders unterstützt, erschütterten das Herz Marias. „Ich kann nicht," sprach weinend die Jungfrau; „Ferdinand, lassen Sie mich; suchen Sie sich eine andere Braut; ich habe es meiner Mutter gelobt; der Gram würde sie tödten, bräche ich mein Wort."

„Werden Sie meine Gattin, Maria, wenn die Mutter uns segnet?" fragte Ferdinand. Ein schwaches zögerndes Ja entwand sich der gequälten Brust Marias. „Ich bringe Ihnen die Einwilligung der Mut-

ter," rief Ferdinand; „o kommen Sie und bitten Sie mit mir, Maria, mein Vater, mein Bruder! unsern vereinigten Bitten wird und kann kein Mutterherz widerstehen!"

Und dennoch widerstand Agnes, obgleich ihr Herz auf das schmerzlichste bestürmt wurde; weder die rührenden Bitten Ferdinands, noch Alberts Vorstellungen und Drohungen konnten sie erschüttern; es galt ja das Glück ihrer Tochter, es galt die mühsam erkämpfte Ruhe ihres Gewissens.

„Ferdinand," sprach die bekümmerte Mutter, „Sie wissen nicht, um was Sie bitten! Ihr Glück liegt mir so nahe am Herzen, als das meiner Tochter; Sie waren ein Jahr in unserm Hause; beherzigen Sie, was Sie gesehen und gehört haben; eheliches Glück ohne gleichen Glauben halte ich für unmöglich!" Zürnend schaute sie Albert an. — „O mein Albert!" fuhr Agnes mit steigender Bewegung fort, „verzeihe mir, daß ich so rede; das Herz blutet mir; allein ich kann nicht anders!"

Unwillig stieß Albert die dargebotene Hand seiner Gattin zurück. „Agnes," rief er, „Dein Eigensinn, Deine Bigotterie zerstört das Glück zweier Herzen, die uns unendlich theuer sind; Du berufst Dich auf unsere Ehe, in welche doch nur Deine Bigotterie Mißstimmung und Unheil gebracht; ich habe Geduld genug mit Dir getragen; ich will Dir jetzt zeigen, daß ich als Vater der Herr des Hauses bin; ich will nicht, daß Maria das Opfer Deiner Thorheit werden soll." Er verließ mit Heinrich und dem tiefbetrübten Ferdinand die Mutter.

Agnes sandte nach Maria; beschämt und erröthend

erschien sie. „Mutter,“ bat sie, „ich habe gewankt; allein nur einen Augenblick; vergib mir; ich will Dir folgen und mein Gelübde halten.“

„O meine Tochter!“ rief Agnes tiefbewegt und drückte sie an ihr mütterliches Herz; „von Kindheit auf habe ich mich bemüht, Dich in dem heiligen katholischen Glauben zu erziehen und Dich jener Gnaden und Segnungen theilhaftig zu machen, welche unsere Kirche in so reicher Fülle spendet; deßhalb habe ich keine Mühe gescheut, ich habe gewacht und geweint, Schmach und Spott ertragen und selbst die Liebe meines Gatten und den Frieden des Hauses weniger geachtet, als Dein Seelenheil. Soll ich alle Mühe und Kümmernisse, die Leiden von mehr als zwanzig Jahren, umsonst dargebracht haben? O mein Kind! betrachte Deine Mutter! ich liebte Deinen Vater mehr als mich, da ich ihm alles dankte; ihm zu Liebe ward ich selbst der Kirche ungehorsam und beschwerte mein Gewissen mit einer oft bereueten und vielleicht noch nicht genugsam gebüßten Sünde und mit der ernsten Verpflichtung, die mir die Kirche selbst auferlegte, der Verpflichtung, meinen Gatten und meine Kinder dem katholischen Glauben zuzuwenden. Deßhalb litt ich, deßhalb duldete ich und betete unablässig; Du nahmst Antheil an meinem Kummer, Du kennst ja die Sorgen und Leiden meines Herzens; und dennoch waren alle meine Bemühungen fruchtlos; weiter als je, steht Dein Vater von der katholischen Kirche entfernt; mein Sohn, Dein Bruder, ist ein offner Feind unsers Glaubens geworden, und lästert und höhnt sie! Maria! wüßtest Du meine Leiden und die Angst meines mütterlichen Herzens! Du meine Tochter! warst mein

Trost, meine einzige Freude, seitdem mir Gott meinen Julius genommen. Soll ich auch Dich verlieren? soll ich sehen, wie Du im Glauben lauer und vielleicht gar der Kirche geraubt wirst? oder soll ich sehen, daß meine Leiden auch über Dich kommen, wenn Du Deinem Glauben treu bleibst und in Leiden und Kämpfen Dich verzehrst und dennoch unterliegst? O meine Maria, laß Dir das Unglück Deiner Mutter zur Warnung dienen; raube Deiner Mutter doch nicht den einzigen Trost, den Trost, daß sie ein Kind gebar, welches der katholischen Kirche treu ist und Kraft genug hat, den himmlischen Bräutigam dem irdischen vorzuziehen!"

Maria weinte. „O Mutter," betheuerte sie, „ich schwöre Dir bei Jesu und Seiner jungfräulichen Mutter, ich will Dir gehorchen und meine Neigung für Ferdinand meinem Heiland aufopfern." Sie erklärte jetzt bescheiden, aber fest dem Vater ihren Entschluß; Ferdinand trauerte und klagte; Heinrich schalt und zankte über der Schwester Verblendung. Albert aber eilte im heftigsten Zorne zu Agnes.

„Agnes," rief er, „zum letztenmale frage ich Dich, willst Du Deine Einwilligung geben oder nicht?"

„Ich kann nicht, Albert," seufzte sie; „es ist gegen mein Gewissen; erbarme Dich meiner!"

„Deine Thorheit und Dein Eigensinn verdient kein Erbarmen; Agnes, es ist mir unmöglich, länger mit einem Weibe zu leben, das seiner unverbesserlichen Bigotterie das Glück seines Gatten und Kindes aufopfert; ich trage auf Scheidung an!"

„O Jesu," rief erschüttert die Aermste; „ist es so weit gekommen! Ja, Albert, wir werden bald geschie-

den seyn!" Bleich und ohnmächtig sank sie vom Stuhle. Nach drei Wochen lag sie im Sterben; da erhob sie sich nochmals mit der letzten Kraft ihrer Liebe und ihres Glaubens, und sprach ernste, erschütternde Worte zu Albert und Heinrich. Agnes Bitte, ihr sehnlichster Wunsch, es möchte der Gatte und Sohn durch Gebet und Prüfung ihres Glaubens werden, fand keinen Eingang in ihre verhärteten Herzen. — Nur in Einem Herzen fanden Agnes Worte Widerhall. Ferdinand hatte sie gehört und die Dulderin sterben sehen; nach Jahresfrist wurde er Katholik, aus freier, reiner Ueberzeugung und Maria ist jetzt seine Gattin.

Bastian,

oder

Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen.

Bastian,

oder

Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen.

Erstes Kapitel.

Bastian.

An einem schönen Maiabend des Jahres 1792 wanderte ein junger Geselle auf der Straße, die von Kempten über stattliche Berge durch Buchenwälder und anmuthige Thäler nach Bregenz führt. Er schien erst den Knabenjahren entwachsen, freundliche Gutmüthigkeit lag auf den zarten Zügen und in den blauen Augen seines Antlitzes; aber der jugendliche Frohsinn, die sorglose Heiterkeit, wie sonst seinem Alter eigen ist, sprach nicht aus ihnen. Deutlich war dem Jüngling eine geheime Sorge, ein stiller Kummer anzusehen; auch seine Kleidung, wenn gleich reinlich, verrieth, daß er keineswegs einen vollen Geldbeutel bei sich trage, und sein Ränzlein beschwerte eben seine Schultern nicht. Die Sonne ging unter; langsamer schritt der Jüngling und blieb unruhig und zweifelhaft stehen, als er an eine Stelle kam, wo mehrere Wege zusammenliefen. „Jetzt, welches ist der rechte?“ sprach er, und blickte forschend umher; „der eine geht über die Berge, der andere führt in das Thal hinab, und wenn Hättersdorf in diesem Thalkessel läge, wäre es mir ganz recht; denn ich bin der Berge heute genug gestiegen!“ Er setzte sich nachdenklich unter den Schatten einer Buche; die Vögel sangen von ihren Zweigen herab, als wollten sie ihn trösten; über die Wipfel

der riesigen Buchen und Eichen sandte die untergehende Sonne wie zum Gruß ihre goldenen Strahlen. „Bastian,“ rief der Jüngling und stand rasch auf; „es ist Zeit, daß du gehst; die Zeit zur Ruhe ist noch nicht für dich gekommen, und du wirst wahrscheinlich noch etwas lange darauf warten müssen! Jetzt wohin? — rechts oder links, oder gerad' aus? den Weg ging ich am liebsten! O ihr Vögelein, wie schön singt ihr nicht! es wäre mir aber doch lieber, wenn ihr mir statt des Sanges den Weg nach Hättersdorf zeigen wolltet! und du, liebste Sonne, würdest mir den größten Gefallen thun, wenn du heute ein wenig länger aufbleiben und später zu Bette gehen wolltest; denn wenn ich kaum bei deinem Schein mich hier in diesen Wäldern, Bergen und Schluchten zurechtfinde, wie wird mir's erst gehen, wenn du dich nicht mehr sehen läßt, und dein Bruder, das Mondmännle, erst um Mitternacht seine Laterne aufsteckt. In Gottes Namen vorwärts!“

Wie er nun den Weg geradaus einige Schritte gegangen war, bemerkte er von weitem eine leichte Staubwolke; und in kurzem zeigte es sich, daß ein Reiter bald in leichtem Galopp, bald in schnellem Trab heraneile. „Vergelts Gott,“ dachte Bastian; „jetzt ist alle Noth vorbei,“ und verdoppelte auch seinerseits die Schritte, um bald bei dem Reiter zu seyn und aus der Pein der Ungewißheit erlöst zu werden. So kamen sie schnell aneinander und Bastian sah, daß der Reiter ein junges Bürschlein war, etwa ein oder zwei Jahre älter als er, sehr elegant wie ein Stadtherr gekleidet, und von keckem fast hochmüthigen Aussehen. Freundlich bot er ihm einen guten Abend,

und bat ihn um Auskunft, ob er hier auf dem Wege nach Hättersdorf wäre. Er mußte seine Bitte wieholen, ehe es dem Reiter gefiel, sein schnaubendes Pferd anzuhalten. „Ihr wollt nach Hättersdorf? was habt Ihr da zu suchen?" fragte der Reiter, wie es schien, ob des Aufenthaltes etwas verdießlich.

„Ein Unterkommen, die Wahrheit zu reden," erwiederte Bastian

„Ein Unterkommen? sucht Ihr dort Arbeit? läuft doch Alles nach Hättersdorf," sprach der Reiter, vornehm und spöttisch den Wanderer musternd, „nicht wahr. Ihr meint, es werden Euch dort die gebratenen Vögel in's Maul fliegen?"

„Kümmert Euch darüber nicht, junger Herr," antwortete Bastian etwas gereizt, „das wird meine Sorge seyn; jetzt bitt' ich Euch noch einmal, erfüllt die Christenpflicht und zeigt einem verirrten Wanderer den Weg nach Hättersdorf, und Ihr werdet Gotteslohn davon haben!"

„Schönen Dank," versetzte das Bürschlein auf dem Roß; „geht nur zu auf diesem Wege, und seyd versichert, Ihr habt nicht weit mehr nach Hättersdorf."

„Und wie weit hätt' ich noch dahin?" fragte Bastian weiter.

„Je schneller Ihr geht, desto eher kommt Ihr hin," sprach das Bürschlein; „kommt Ihr heute nicht hin, so doch morgen." Dabei lachte er laut, gab seinem Pferd den Sporn und war in wenig Augenblicken Bastian's Augen entschwunden.

Bastian sah ihm kopfschüttelnd nach und dachte: „An dem kann ich auch kein Gefallen finden!" Ohne einen Zweifel in die Wahrheit der Worte des Reiters

zu setzen, ging er rasch weiter, um bald sein Reiseziel zu erreichen. Er hatte kaum eine Viertelstunde zurückgelegt, da begann es tüchtig zu regnen. Bastian dankte Gott, als er auf einem Hügel ein kleines Bauernhaus stehen sah. Darauf eilte er zu und bat um Einlaß. Ein junges Mädchen öffnete ihm die Thüre und führte ihn voll Gutmüthigkeit in die Wohnstube, wo sie ihm Milch und Brod zum Labsal auffsetzte, und dann, ohne sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen, in die Nebenkammer eilte. Aus dieser ertönte öfters Aechzen und Klagen, wie von einer schwer und schmerzlich leidenden Kranken. Dem Bastian ging das Lamentiren zu Herzen, und er fragte die Jungfrau, als sie wieder kam und Wasser in die Kammer trug, wer denn hier krank sey?

„Es ist meine Großmutter," klagte die Jungfrau; „seit heute Mittag ist sie unwohl und hat große Schmerzen und Drücken auf der Brust."

„Da müßt Ihr nach dem Arzte schicken," meinte Bastian; „der wird sie schon kuriren; aber säumet nicht — je früher, desto besser."

„Der Bruder ist schon vor zwei Stunden nach Hättersdorf, um den Landarzt zu holen," antwortete sie; „sie müssen jeden Augenblick kommen."

„Nach Hättersdorf zu dem Landarzt?" fragte Bastian mit einiger Bewegung; „sagt mir doch, was ist denn der Landarzt von Hättersdorf für ein Mann?"

„Sie loben ihn als einen guten und erfahrnen Arzt," war die Antwort; „freilich, Allen kann er's halt auch nicht recht machen."

„Hat er Frau und Kind?"

„Nein, eine alte Person führt ihm die Haus-

wirthschaft," sprach die Jungfrau; „und auch ein junger Mensch, der Sohn seiner verstorbenen Schwester, ist bei ihm."

Da unterbrach das Aechzen der Leidenden das Gespräch; sie rief: „Barbara, Barbara, wie wird mir!" Die Jungfrau eilte in die Kammer und kam gleich, blaß und erschrocken wie hilfesuchend, zu Bastian. „Ach," rief sie, „seht nur! die Großmutter stirbt; ach, liebe Großmutter! sie athmet kaum mehr, ihre Augen sind geschlossen, die Hände kalt!"

Bastian folgte der bestürzten Jungfrau in die Kammer, und allerdings glich die Kranke mehr einer Leiche als einer Lebenden. Bastian verlangte von der Enkelin Essig und frisches Wasser; damit wusch er der Kranken Stirne und Hände; nach einiger Zeit schlug sie die Augen auf und starrte verwundert umher. Bastian fühlte ihr den Puls; er ging heftig, und eine Aderlaß war dringend angezeigt.

Der Geselle zog aus seinem Ränzlein einen Schnapper heraus und sprach zu dem Mädchen: „Ich muß der Mutter zur Aderlassen; bring' mir Wasser, eine Schüssel und einen Schwamm, das Andere hab' ich selber — aber eile!" Das Mädchen lief, was sie konnte und brachte das Verlangte. Der Geselle schlug der Großmutter geschickt zur Ader. Bald zeigten sich die guten Wirkungen. Die Großmutter begann leichter zu athmen und sank bald in einen erquickenden Schlaf.

Mit herzlichem Dank pries das Mädchen Bastians schnelle Hilfe. „Euch muß der liebe Gott uns in das Haus geschickt haben; ich hätte mir nicht so schnell helfen können. Euch ging Alles so hurtig aus der

Hand," meinte sie, „als wie einer, der es schon oft gethan und viel bei den Kranken gewesen ist."

„So ist es auch," antwortete Bastian; „mein Vater, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle, war ein Landarzt, nahm mich mit zu den Kranken und lehrte mich auch Aderlassen, und das konnte ich heute gar gut brauchen."

Jetzt trat der heißersehnte Landarzt, Herr Wunderlich mit Christoph, Barbara's Bruder, in die Stube. Es war ein kleiner Mann mit einer großen Brille und stattlichen Perücke und gravitätischem Aussehen; er fragte nach der Kranken. „Wir wären eine ganze Stunde früher gekommen," sprach er, „hätt' ich nur sogleich mein Pferd anspannen können; aber das hat sich mein sauberer Vetter Fritz hinter meinem Rücken satteln lassen und ist damit — weiß Gott wohin — spazieren geritten. Wird's bekommen, wenn er heimkehrt." Dabei schnupfte er ärgerlich aus einer großen silbernen Dose und folgte Barbara zu der Großmutter, die er ziemlich erleichtert antraf und ganz außer Gefahr erklärte. „Da hätt' es gar nicht Noth gethan," meinte er, „mich so weit herauszusprengen."

„Doch, Herr Landarzt," erwiederte Barbara; „Ihr hättet nur vor einer Stunde kommen sollen, da lag die Mutter fast im Sterben, und wer weiß, wie es noch gegangen, hätte uns Gott nicht da eine Hilfe geschickt." Bei diesen Worten wies sie auf Bastian, der ihre Worte bekräftigte und dem Landarzt erzählte, wie er die Kranke behandelt. Meister Wunderlich horchte beifällig zu. „Du hast Deine Sache nicht übel gemacht," meinte er; „wer bist Du denn?"

„Ich bin ein reisender Badergesell!"

„Woher bist Du denn?"

„Aus Eger; mehr als achtzig Stunden von hier!"

Herr Wunderlich ging nachdenklich einige Schritte in der Stube auf und ab und betrachtete mitunter forschend den jungen Gesellen, als kämen ihm allerlei Gedanken; dann fragte er nach seinem Wanderbuch. Bastian überreichte es ihm; verwundert und überrascht blätterte es der Landarzt durch, und rief mit sichtlicher Bewegung: „Hör' einmal, Du nennst Dich Bastian Mörs; hieß Dein Vater nicht Joseph?" „Ja, Herr; Joseph Mörs. Gott geb' ihm die ewige Ruhe!" „Amen" — sprach Meister Wunderlich gerührt; „Bastian, Deinen Vater hab' ich gut gekannt: wir standen in Augsburg drei Jahre lang mit einander in Condition und haben manch' vergnügtes Stündlein mit einander verlebt. Es war damals noch eine gute Zeit. Dann sind wir plötzlich auseinander gekommen, wie es halt Gesellen geht. Er suchte im Fränkischen ein Plätzlein; mich verschlug es nach Hättersdorf. Einmal, das weiß ich noch, hat er mir von Bamberg aus, mein' ich, geschrieben; aber seitdem hab' ich Nichts mehr von ihm gehört, nicht ein Wörtlein mehr."

„Der Vater sprach gar oft von Euch und lobte Euch als seinen besten Freund," fuhr der Geselle weiter fort; „am Todbett' noch dachte er Euer. Bastian," tröstete er mich kurz vor seinem Ende; „wenn ich sterbe, so suche meinen Herzensfreund, den guten Herrn Hans Wunderlich auf und sag' ihm, Du hättest weder Vater noch Mutter mehr und wärest mein Kind. Bring ihm meinen Gruß und bitt' ihn, er soll' Dich armes Waislein aufnehmen und aus

Dir einen ordentlichen Mann machen. Zeig' ihm diese Dose, die er mir einstmals als Zeichen seiner Zuneigung gegeben; und gewiß — er wird Dich nicht von seiner Schwelle gehen lassen. Uebrigens vertrau' auf Gott! Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen. Das merk' Dir, Bastian, und sey getrost!" Bastian griff in sein Ränzlein, zog ein altes Döslein von Buchs mit Perlmutter eingelegt hervor und übergab es mit mühsam zurückgehaltenen Thränen dem Landarzte. Auch diesem wurden die Augen naß, und hastig schob er das Döslein in seine Brusttasche. Dann bot er dem Gesellen die Hand und sprach: „Bastian, wir bleiben bei einander; thust Du gut und bist Du zu brauchen, so wird es bei mir nicht schlecht Dir gehen. Lernen, das versichere ich Dich, kannst Du bei mir was Tüchtiges; ich sag's nicht, um mich zu loben: aber wenn Jemand krank wird — auf fünf, sechs, sieben und acht Stunden weit her — schicken die Leute zu dem Landarzt Wunderlich; und er hat mehr zu thun, als der Physikus zu Bregenz, wenn ich gleich kein Doktor bin."

Wer war jetzt glücklicher, als Bastian! Ganz Schwaben war er ausgereist, hatte überall nach Herrn Wunderlich gesucht und ihn nun so überraschend und in so guter Gemüthsstimmung gefunden, daß ihm das Anliegen seines bedrängten jugendlichen Herzens gewährt wurde, eh' er es noch entdeckt hatte. Mit herzlichen Worten dankte Bastian, und versprach dem Landarzt die allerbesten Dinge. Der hörte ihm beifällig zu. „Ich sehe schon," sprach er lächelnd, „Du meinst es gut; und ich glaube gern, daß Du Alles halten wirst, was Du versprichst. Aber, Bastian, es

wird finster, und wir müssen eilen, der Nacht werden wir so nicht mehr auskommen; es ist eine starke Stunde nach Hättersdorf."

Darauf nahm er von der Kranken Abschied und verhieß, wieder nachzusehen. Das war der Alten ganz recht; aber, die Hand dem Gesellen bietend, mahnte sie auch ihn, doch bald wieder zu kommen, damit sie besser danken könne als jetzt. Alles, was Bastian dem Meister erzählt, hatte sie von der nahen Kammer aus gehört, und es war ihr durch's Herz gegangen. Auch sie beschloß, der Noth des wackern Bastian's nach Kräften abzuhelfen; und der Verfolg der Geschichte wird zeigen, daß sie ihr Wort gehalten. Das war heute für Bastian ein wahrer Glückstag gewesen und er glaubte fest, an Herrn Wunderlich einen Vater gewonnen zu haben; daß ihm in der alten Bäurin auch eine Mutter geschenkt worden, davon wußte er freilich noch nichts.

Zweites Kapitel.

Vetter Fritz.

Unter Gesprächen, die alle von der Freude Bastian's zeugten, hatten der Landarzt und sein Geselle ein halbes Stündlein zurückgelegt. Nicht ohne Verwunderung gewahrte Bastian, daß sie sich jetzt an jener Stelle im Walde befänden, wo ihn vor zwei Stunden die Kreuzung der Wege in arge Verlegenheit gebracht und er den Reiter um die rechte Straße hatte fragen müssen. „Wie weit haben wir noch nach Hättersdorf?" fragte er seinen Meister.

„Eine halbe Stunde," war dessen Antwort; „wir gehen auf diesem Fußsteig, den du gerade noch erkennen kannst, das Thal hinab, und bald wirst Du das Kreuz des Kirchthurms sehen." Dem Bastian ward es klar, wie das Bürschlein auf dem Pferd mit ihm ein unwürdiges Spiel getrieben, und ihn auf die gerad' entgegengesetzte Seite von Hättersdorf gewiesen hatte. Der Unwille über ein so tückisches Benehmen überkam den Gesellen, und er konnte sich nicht erwehren, dem Meister den Hergang zu erzählen. Auch dieser schüttelte ärgerlich den Kopf; er meinte, es wäre wahrlich ein Bubenstück, eines verirrten Wanderers zu spotten; und hätte er das Bürschlein bei der Hand, so wollte er ihm die Ungezogenheit handgreiflich verweisen. Allein das waren nur Worte, wie Bastian bald ersehen sollte.

Es war schon dunkle Nacht geworden, als der Landarzt sein Haus zu Hättersdorf erreichte. Eine betagte Frau öffnete ihnen die Thüre und führte sie in das Wohnzimmer, das bequem und freundlich eingerichtet war. Verwundert betrachtete sie den Bastian, während der Meister, vom Gange ermüdet, in seinem Lehnstuhl Platz nahm und nach dem Abendessen verlangte. „Nun, Lene," hob er an; „was sagst Du zu meinem Gast? Du wirst mit ihm schon bekannter werden; es war Dir so nicht recht, daß ich so lange ohne Gesellen geblieben und Alles fast allein thun mußte, da Fritz sich wahrhaft gar zu wenig um das Geschäft annahm. Jetzt ist Dein Wille geschehen; da steht der neue Geselle; ich denke, er wird Dir gefallen, Lene, und Du wirst mit ihm auskommen; er ist guter Leute Kind, und ich empfehle ihn Dir

als den Sohn eines wackern alten Freundes, der leider schon das Zeitliche gesegnet hat."

Lene schaute gutmüthig auf Bastian, der einige freundliche Worte an sie richtete, und mit der redseligen Alten sogleich in das Gespräch kam. Aber der Meister rief: „Zum Plaudern habt ihr morgen Zeit genug; zur Abendsuppe ist's wahrlich nicht mehr zu früh. Deck' auf, Lene, und rufe Fritz."

„Fritz hat schon gegessen," antwortete Lene; „er sitzt im Wirthshaus bei dem Herrn Oberschreiber und dem Herrn Forstaktuar."

„So? hat er nicht warten können, bis ich komme? Freilich, der Spazierritt wird ihm Appetit gemacht haben," brummte Herr Wunderlich; „und daß ihm die Gesellschaft des Oberschreibers und des Forstwarts lieber ist, als die seines alten Oheims, ist ja was Altes; ich wollte aber, er säße lieber im Taubenschlag, als bei diesen Leuten."

„Jugend hat nicht Tugend," entschuldigte Lene, und brachte das Abendessen, das aus Suppe und einer Eierspeise bestand. „Wo ist der Schinken?" fragte der Landarzt. „Den hat der Herr Fritz ganz verzehrt," erwiederte Lene, „er ist vom Spazierritt ganz hungrig nach Hause gekommen, und von einer Eierspeise, wie Ihr wißt, ist er gar kein Freund." „Der Wildfang, der unartige," zürnte Herr Wunderlich, „es ist einmal zu arg mit ihm. Aber er soll es heute bekommen." Bei diesen Worten schob er den Stuhl zum Tische und lud Bastian ein, sich an seiner Seite niederzulassen. Bastian war nicht gewohnt, ohne Gebet sich zu Tische zu setzen. Auch hier verrichtete er sein Dankgebet, und zwar um so inniger, als er

nach langer Zeit zum erstenmal nicht als Fremdling am Tische von Fremden, sondern wie ein lieber Gast an der Seite von guten Freunden seinen Hunger sättigen durfte. Das gefiel dem Landarzt und der Haushälterin. Bastian hörte es, wie sie dem Meister zuflüsterte: „Ei, seht, wie er betet! Das thut Fritz nicht, außer man sagt es ihm zehn- und zwanzigmal!“ Lene hatte große Freude, als Bastian mit jugendlichem Appetit zusprach und ein Teller um das andere räumte. Meister Wunderlich nickte ihm beifällig zu, stopfte sich seine Pfeife und begann nach dem Essen mit seinem neuen Gesellen ein kleines Examen über die Heilkunde, soweit sie den Landärzten zustand, anzustellen. Bastian antwortete gut; der Meister konnte nicht anders, als ihn loben, und sprach für sich hin: „Wenn der Fritz, der wilde Bursche, doch nur halb so viel wüßte; aber jetzt, ohne Pardon, muß er frischer d'ran.“

Vetter Fritz aber ließ sich's drüben im Wirthshaus bei seiner Gesellschaft wohl seyn; und erst, als er genug getrunken und gekartet hatte, beliebte es ihm nach Hause zu gehen. Heftiges Schellen verkündigte seine Ankunft; die Haushälterin empfing bei der Thüre einen barschen Verweis, daß sie ihn so lange hätte warten lassen, und doch war die gute Alte gleich beim ersten Ton der Glocke ihm entgegengeeilt. Ungestüm riß er die Thüre auf, und trat, das Käpplein auf dem Kopf, in dem Munde die bis auf den Boden reichende Pfeife, herein, den Onkel mit einem kurzen „Guten Abend“ begrüßend. Als er Bastian an dessen Seite sitzen sah, machte er große Augen, und auch der Geselle schaute nicht wenig betroffen d'rein; denn

Vetter Fritz war — jener Reiter, der ihn heut' im Walde so höhnisch behandelt und boshafter Weise ihm die verkehrte Straße gewiesen hatte. Es sah Einer den Andern eben nicht freundlich an; Bastian hatte Mühe, den aufsteigenden Unwillen zurückzuhalten, und dabei konnte er sich einer schlimmen Ahnung nicht erwehren, gedachte er, daß er mit diesem übermüthigen Bürschlein unter einem Dach wohnen mußte. Meister Wunderlich unterbrach endlich das Schweigen, und machte dem Neffen Vorwürfe, daß er ohne sein Wissen ihm das Pferd zum Spazierritt weggenommen, und er hätte dafür eine gute Stunde weit nach dem Pedlhof zu Fuß gehen müssen."

„Thut nichts, Herr Oheim," beschwichtigte der Vetter in seiner spöttischen Weise; „der Gang war Euch gewiß gesund; Ihr geht ja ohnedem zu wenig, wie der Physikus von Bregenz sagt. Im Gegentheil, Ihr müßt mir danken, daß den Ami (so hieß das Pferd) ich heut' geritten habe; ganz sicher wär' er heut' mit Euch durchgegangen. Das Thier that wie rasend; aber ich hab' ihm das Feuer schon genommen. Seyd versichert, Ihr habt jetzt die ganze Woche ein Rößlein sanft wie ein Lämmlein."

„Ja," schalt der Meister; „wenn ich ihn nur brauchen kann; gewiß muß ich den Ami drei Tage im Stalle stehen lassen, bis er wieder seine Beine rühren kann. Ich kenne Deine Manier und weiß, wie Du die Pferde übertreibst und hetzest. Schon zwei gute Thiere hast Du mir zu Schanden geritten, und dem guten Ami wird's nicht besser gehen, laß ich ihn länger unter Deinen Händen."

„Pah," lachte Fritz; „was verliert Ihr dann an

dem Bärenhäuter? Wenn ich an Eurer Stelle wäre, Herr Vetter, ich würde mir ein Paar Schimmeln anschaffen, wie die Herren Forstmeisters! Die Bauern und die Patienten, die müßten's mir schon zahlen."

„Du redest, wie Du's verstehst," erwiederte ärgerlich der Meister, räusperte sich und hob an, dem Vetter eine kleine Strafpredigt zu halten. Der kehrte sich aber nicht im Mindesten daran; sondern nachdem er einige Augenblicke kaltblütig zugehört und dem Herrn Onkel gewaltige Dampfwolken aus der Pfeife in das Gesicht geblasen, sprach er: „Es ist wahrlich Schade, wenn wir zankend zu Bette gehen, Herr Onkel; ich meine, das sollten wir, wenn es denn seyn muß, auf morgen versparen. Aber was ich heute noch wissen möchte, ist: Wer ist denn jener Geselle dort an Eurer Seite?"

„Ihr solltet mich doch noch kennen," sprach Bastian; „sind wir doch erst vor einigen Stunden zusammengekommen; erinnert Euch an jene Kreuzstraße im Walde, wo Ihr die Güte hattet, mir den rechten Weg nach Hättersdorf zu zeigen."

Fritz lachte laut auf. „Was hätt' es Euch geschadet, wenn Ihr des Abends noch ein paar Stunden umhergestiegen wäret, und unser schönes Gebirgsland beim Mondschein beschaut hättet? Ich versichere Euch, Ihr habt Euch selber um ein köstliches Vergnügen gebracht. Indeß habt Ihr ja doch den Weg nach Hättersdorf gefunden, wie ich sehe."

„Es war Euer Herr Oheim, der die Güte hatte, mir den Weg zu zeigen, ja sogar in sein eigen Haus mich aufzunehmen," erwiederte Bastian.

„Wo er vor der Zeit auch bleiben wird," setzte

Herr Wunderlich bei, und erzählte sein Zusammentreffen mit Bastian und seine Freundschaft mit dessen verstorbenem Vater. Während der allerdings etwas langen und breiten Erzählung des Oheims gähnte Vetter Fritz einmal über das andermal, bald blies er nach allen Seiten dicke Dampfwolken und schnitt Gesichter, als nähme er Rhabarber. Der Oheim schloß seine Rede mit der Ermahnung, Fritz möge sich mit dem neuen Gesellen gut vertragen; dieser aber an dessen überlustigem Gebahren keinen Anstoß nehmen. Bastian faßte bei diesen Worten den Vetter Fritz scharf in's Aug'; dieser dehnte schläfrig seine Glieder und sprach: „Mir ist heute Alles recht; wie's morgen kömmt, weiß ich nicht. Aber ein Sprichwort sagt: „Nur gleich und gleich gesellt sich gern.“ Dabei warf er Bastian einen bedeutsamen Blick zu, bot dem Oheim eine gute Nacht und suchte sein Bett. Herr Wunderlich schaute ihm kopfschüttelnd nach. „Heute hat er mir wieder gar nicht gefallen,“ sagte er dann zu Lenen; „aber Leuten seiner Art muß man etwas zu Gute halten,“ meinte er. Dann sich zu Bastian wendend, fuhr er fort: „Er ist ein wahres Genie; habe Geduld mit ihm und suche sein Zutrauen zu gewinnen, dann wirst Du ihn von manch' tollem Streich abhalten können, und Meister Wunderlich wird Dir's danken und vergelten.“

In einem rührenden fast bittenden Tone hatte der Landarzt diese Worte gesprochen, daß Bastian fast Mitleid mit dem alten schwachen Mann empfand. Bastian versprach das Beste. Herr Wunderlich bot ihm auf herzliche Weise eine gute Nacht, und ging zur Ruhe. Die Haushälterin führte dann Bastian

in das Gesellenstüblein, wünschte ihm eine ruhsame Nacht und einen guten Traum, der dann recht bald in Erfüllung gehen möge. Der neue Gesell setzte sich ermüdet und nachdenklich mit gefalteten Händen auf den einzigen Stuhl seines Stübleins nieder; er hatte an diesem Tag, an diesem Abend genug gesehen, genug gehört; die Freude, womit er in dieses Haus getreten, war um ein Bedeutendes minder geworden. Herr im Hause, das sah er klar, war Vetter Fritz, der den alten schwachen Meister fast ganz in seine Gewalt gebracht hatte, und auch die alte Lene wie eine Sklavin hielt. In gleiche Knechtschaft sich zu begeben, empfand Bastian, bei aller Jugend dennoch kräftigen Gemüthes, nicht die mindeste Lust, und leicht sah er voraus, daß über kurz oder lang mit dem launischen und gebieterischen Vetter ein Zusammenstoß erfolgen müsse. „In Gottes Namen," dachte Bastian, „komme, was da will; mich soll nichts von dem rechten Wege reißen. Es wird, es kann kein gutes Ende nehmen, und aus dem Regen werd' ich in die Traufe kommen. Aber dort oben lebt Einer, der Sonnenschein nach Regen schickt. Dem will ich vertrauen. Hab' ich doch erst heute erfahren, daß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten gereiche. Wollte der böse Fritz mich von Hättersdorf fortschaffen; und sieh', gerade er ist's, der mich zum Herrn Wunderlich gebracht. Ja, Vater, Dir will ich vertrauen! Du wirst Alles zum Besten lenken!"

Und das that auch der Vater der Liebe und Gerechtigkeit; Er bewachte und leitete Bastian immerfort, wie Er es bereits schon heute gethan. Nur vier Monate blieb Bastian in Herrn Wunderlichs Haus; aber

in dieser kurzen Zeit entschied sich das Geschick und Glück des jungen Gesellen für sein ganzes Leben; an seinem frommen, ehrlichen Gemüth ward des Vetters Tücke und Bosheit zu Schanden; und auf's Neue bewährte sich das große Wort — daß denen, die Gott lieben und auf Ihn vertrauen, Alles, auch das Schlimmste, zum Besten gereichen müsse.

Drittes Kapitel.

Weitere Begebenheiten.

Bastian's Leben in Meister Wunderlichs Haus war anfänglich ein sehr einförmiges; zu thun gab es um diese Zeit nur wenig; hie und da eine Aderlaß, ein paar Zähne zum Ausbrechen, oder ein paar Schröpfköpfe zu setzen — das war Alles. Dazu mußte er einige Bürger des Ortes rasiren; die Honoratioren, als da dem Herrn Landrichter, dem Forstmeister und den Geistlichen den Bart zu scheeren, hatte Vetter Fritz sich selber vorbehalten, und weiter that er nichts im Mindesten. Aber das wußte er bei Herrn Wunderlich als ein sehr großes Verdienst darzustellen; denn es käme hiebei keineswegs darauf an, die Herren zu rasiren, sondern darauf, sie geziemend zu unterhalten, Neuigkeiten zu bringen und zu holen, sie in guter Laune für den Oheim zu erhalten, und Patienten für ihn zu werben. Allerdings, diese Gaben hatte Fritz in hohem Grad', wie ihm gewiß darüber noch andere und größere Talente verliehen waren. Er hatte früher einige Schulen studirt, aber vom vielen Studiren

Kopfweh bekommen, und deßhalb dasselbe aufgegeben. Dann war er zum Forstwesen gegangen; allein da hatte er nasse Füße und wegen seiner Trägheit auch Verweise gekriegt, was ihm beides die weiteren Fortschritte auf dieser Bahn verleidete. Nun besuchte er die Baderschule ein ganzes Jahr lang, zertrug sich aber mit seinen Lehrern, die ja doch mehr wissen wollten, als ihr Schüler. Sie schrieben ihm den Laufpaß, worauf er sich zu seinem Oheim, Herrn Wunderlich, begab, der ihn als einzigen Sohn seiner einzigen Schwester mit Freuden aufnahm. Bald hatte der schlaue Fritz die schwachen Seiten des Landarztes erspäht, und wußte durch kluge Benützung derselben seine Liebe zu gewinnen. Fritz ließ es dabei nicht bewenden; er verstand es, dem alten Oheim eine solch' hohe Meinung von seinen Kenntnissen und Verdiensten beizubringen, und zu gleicher Zeit so zu schmeicheln, daß er bald bei ihm Alles galt, sich Alles — selbst die tollsten Streiche — erlauben durfte, und zuletzt den Herrn des Hauses in Wahrheit spielte.

Bastian und Fritz kamen selten mit einander zusammen. Des Morgens schlief der lustige Vetter gewöhnlich bis neun oder zehn Uhr; denn meist' ward es Mitternacht, bis er aus dem Wirthshaus — und gar oft benebelt in das Bett kam; des Nachmittags ging er der Erholung nach, und saß des Abends bei Zeiten mit seinen Gesellen beim Trunk oder Spieltisch. So kamen sie nur bei dem Mittagessen zusammen, und hier konnte Jedermann ohne Mühe erkennen, daß die Beiden keine Freunde wären. Sie sprachen nur wenig mit einander; Fritz würzte seine Worte gewöhnlich mit Stichen, mit Spott und Hohn, was

Bastian Herrn Wunderlich zu Lieb' schweigend ertrug, und nur, wenn es der Vetter zu arg trieb, gebührend zurückwies. Fand Fritz eine Gelegenheit, dem Bastian einen Possen zu spielen, so geschah es sicher; aber meist hatte er den Schaden davon. So war einmal Bastian auf einen Apfelbaum gestiegen, um auf Lenens Bitten denselben von Raupen zu reinigen. Da kam Fritz und trug die Leiter fort, trotz Lenens Bitten und Bastians Ermahnen. Er hatte sie aber ein paar Schritte getragen, so stolperte er und fiel so, daß er sein Knie aufschlug und zwei Tage das Bett hüten mußte. Ein andermal begegnete Fritz dem Bastian, der im Auftrag seines Meisters einem kranken Bauern eine Medizin brachte, in der Nähe eines Baches. Ueber diesen führte ein schmaler Steg, und über ihn mußte Bastian auf dem Heimwege, oder er hatte eine Stunde weiter zu gehen. Fritz warf den Steg in das Wasser, und Bastian war nun gezwungen, den Umweg von einer Stunde zu machen. Da fand er auf diesem Wege eine Brieftasche; er übergab sie als er nach Hättersdorf kam, sogleich dem Landgerichte und erhielt wenige Tage darauf als Belohnung von dem Eigenthümer, einem Kaufmanne, drei Kronenthaler und vom Herrn Landrichter eine Belobung. Bastian gedachte, wie der Herr denen, die Ihn lieben, Alles zum Besten gereichen lasse. Gutmüthig zeigte er die drei Kronenthaler dem Vetter Fritz. „Seht," sprach er, „dieß schöne Geld dank' ich eigentlich Euch; hättet Ihr nicht den Steg abgeworfen, so hätt' ich auch die Brieftasche nicht gefunden." Fritz warf ihm fußstampfend einen grimmigen Blick zu und gelobte es ihm zu gedenken.

Eines Morgens war Herr Wunderlich ausgefahren, um einige weit entfernte Kranke zu besuchen. Es herrschte eine drückende Hitze, und in grauen, düstern Wolken zog ein Gewitter herauf. Bastian und Fritz saßen heute ohne den Landarzt zu Tisch, denn der Meister wollte bei der weiten Entlegenheit seiner Kranken erst des Abends heimkehren. Das Gespräch war, wie leicht zu denken, zwischen ihnen eben nicht lebhaft; Fritz gähnte, dampfte aus seiner Pfeife, und schaute öfter zum Fenster hinaus, als ob er Jemand erwarte. Da klopfte es an der Thüre; ein Bauernknabe mit scheuem Blick trat ein, und bat dringendst um ärztliche Hilfe für seine Schwester, die da plötzlich wie todt umgefallen wäre. „Bastian, da müßt Ihr sogleich gehen," mahnte herrisch der Vetter Fritz; „da ist Gefahr in Verzug, laßt ihr nur zur Ader." Bastian bedurfte seiner Erinnerung nicht. Mitleidig eilte er in seine Kammer, um seinen Schnepper zu holen. Wie er aber zurückkam, fand er den Knaben nimmer. „Er ist," sprach Fritz, „in den Pfarrhof, um dort Anzeige zu machen; ihr könnt nicht auf ihn warten, geht allein, ihr wißt ja den Weg nach dem Haselholz." Dahin zählte man anderthalb Stunden schlechten Weges, und das Gewitter war vor der Thüre. Bastian heftete einen scharfen Blick auf Fritz, der ihm eine Dampfwolke in das Gesicht blies und gleichgiltig sich dann umkehrte. Kopfschüttelnd ging Bastian weiter; wäre der Pfarrhof näher gelegen, so hätte er gerne dort nach dem Knaben gefragt; allein der gewissenhafte Geselle hätte jeden Verzug in so dringender Noth für Sünde gehalten. So eilte er denn, was er konnte, nach dem Haselholz; aber dem Gewitter

kam er doch nicht aus. In Strömen goß der Regen herab, die Donner rollten mit dumpfem Brausen durch die Berge, die Blitze fuhren flammend auf und nieder, und mehr als einer schlug in die dichten Wälder, durch welche der Weg den Gesellen führte. Dieser dankte Gott, als er triefend vor Regen und Schweiß, den Hof zum Haselholz erreichte. Dort fragte er nach der Kranken; aber die Leute waren hier alle gesund, und Niemand wollte von einer Kranken wissen, oder einen Boten nach Hättersdorf geschickt haben. „Das ist Dein Werk, Vetter Fritz," rief Bastian mit gerechter Entrüstung; „das ist ein wahres Bubenstück! aber merk' es, Vetter, was man aussäet, wird man einernten."

Nachdem Bastian sich einigermaßen getrocknet und durch eine kleine Labung erquickt hatte, brach er wieder auf. Das Gewitter hatte ausgetobt, und nur um so herrlicher leuchtete der Glanz des reinen von der Sonne erleuchteten Himmels in das duftige Grün der erfrischten Erde. Rüstig schritt Bastian weiter; allmählig legte sich auch die Aufregung seines Gemüthes. „Es war ein Bubenstück," sprach er vor sich hin; „und seine Absicht war, mir dabei wehe zu thun und mich zu ärgern. Nun so verzärtelt bin ich noch nicht, daß ich nicht ein kaltes Bad ertragen könnte. Was den Aerger anbelangt, so laß ich mir nicht das Geringste davon merken; so hat er, nicht ich, den größeren Aerger. Und zuletzt; wer weiß denn, ob nicht auch dieser Gang noch sein Gutes hat? Bis daher hat der liebe Gott mir allzeit geholfen, und dem Vetter Fritz seine Pläne verkehrt, so daß mir statt des Bösen nur Gutes daraus erwachsen ist! Möge

es auch dießmal der allbarmherzige Vater zum Besten wenden!" Und wirklich auch dießmal schlug des Vetters Bosheit nur zu Bastians Nutzen und zur Rettung einer andern Person aus.

Der strömende Regen hatte den ohnedieß schlechten Weg fast ungangbar gemacht. Bastian schlug deßhalb einen Fußpfad ein, der ihn tief in den Wald hineinführte. Wie ward ihm, als er hier unter einer Buche einen jungen anständig gekleideten Mann ohne Lebenszeichen liegen sah! Voll Mitleid ging er auf ihn zu und fand ihn vom Blitz, wo nicht getroffen doch schwer gestreift, was ein Blick auf den von dessen Feuer zerspalteten Baum nur bestätigte. Eine weitere Untersuchung bewies, daß noch Leben in ihm sey. Bastian wußte, was er in einem solchen Falle zu thun hätte. Er blies ihm Luft ein, rieb ihn und ließ ihm dann zur Ader. So brachte er den Ohnmächtigen glücklich zum Leben; aber es galt nun, denselben in ein sicheres Obdach zu bringen, wo er die weitere nöthige Pflege finden konnte. Bastian lief noch einmal nach dem Haselholzhof zurück, und bewog durch viele Bitten und Versprechungen einen Knecht, mit einer Tragbahre ihm in den Wald zu folgen. Sie legten nun den Verwundeten darauf und trugen ihn, freilich mit großer Mühe, nach Hättersdorf. Daselbst befand sich ein kleines Spital, ungefähr einige hundert Schritte außerhalb des Ortes; da nun bat der Geselle um Aufnahme für den Kranken. Allein der Hausmeister weigerte sich, den Fremdling aufzunehmen, und wollte sich nur dazu verstehen, wenn ihm für Bestreitung der Pflegkosten sogleich zwei Thaler erlegt würden, deren Ueberschuß er dann nach erlangter Ge-

sundheit zurückgeben wolle. Bastian hatte die zwei Thaler — die Belohnung für die Brieftasche — bei sich, da er heute vor Ausbruch des Gewitters gesonnen war, sich darum Leinwand für Hemden zu kaufen. Er gab sie dem Hausmeister und bat ihn auf das Dringendste, für den Kranken Sorge zu tragen; er wolle für Alles gutstehen. Dann eilte Bastian nach Hause, um Herrn Wunderlich zu holen. Der war glücklicher Weise bereits heimgekehrt und saß mit Fritz bei dem Abendessen. Ohne auf des Letztern spöttisches Lächeln zu achten, erzählte er dem Landarzte den Vorfall und bat ihn um Hilfe für den Verunglückten. Herr Wunderlich, gutmüthig wie er war, machte sich mit Bastian sogleich auf den Weg nach dem Spitale, untersuchte den Kranken, der jetzt schwache Zeichen eines erwachenden Bewußtseyns gab, und fand ihn außer Gefahr. Dankend blickte Bastian zum Himmel und äußerte hierüber seine Freude. „Dafür, daß du zahlen mußt, Bastian," meinte Herr Wunderlich. „Thut nichts," erwiederte dieser; „ein Menschenleben zu retten, ist ja doch mehr werth, als alles Gold der Welt." „Hast Recht," sprach Herr Wunderlich gerührt; „ich werde auch beisteuern, und der Herr wird's lohnen. Aber Bastian, mache, daß Du nach Hause kömmst; Du hast noch nichts gegessen; Du wirst Hunger haben."

Den hatte auch Bastian und zwar keinen kleinen; aber in seiner Sorge um den Verwundeten hatte er auf Speis und Trank vergessen. Aber mehr noch als der Hunger belästigten ihn seine von dem heftigen Regen durchweichten Kleider; in der That, er war naß bis auf die Haut. Als er nach Hause kam, lief er

so schnell als er konnte in sein Stüblein, um die Kleider zu wechseln; da fiel ihm bei, daß ihm gerade das Erste und Nothwendigste — das Hemd fehle; das eine war dermalen in der Wäsche, das andere, ganz durchnäßte, trug er auf dem Leibe. Betrübt öffnete er die Thüre — aber wie erstaunte er nicht, als er den Tisch mit einem Halbdutzend nagelneuer Hemden, eben so vielen weißen Schnupftüchern und einem schwarzseidenen Halstuche bedeckt sah. „Wie kommt das herein?" rief er mit gefalteten Händen; „das wenn mein gehörte, das wäre ein Segen Gottes!"

„Freilich gehört es Euch, wem sonst?" erwiederte die alte Lene, die jetzt mit dem Essen herein kam, das heute Bastian, um allem Verdrusse mit Fritz auszuweichen, auf seiner Stube genießen sollte; die Pedlbäuerin hat es gebracht. Sie wollte sich bei Euch bedanken für den Beistand, den Ihr bei der letzten Krankheit ihr erwiesen habt. Hätt' Euch gern gesprochen, wird aber bald wieder kommen und weiters mit Euch reden. Nicht wahr, das ist ein schönes Präsent?"

Bastians Antlitz war wie verklärt und seine Augen schimmerten im Glanze der reinsten Freude. So war er denn aus aller Noth! ja, im Ueberflusse hat er jetzt, woran es ihm seit langer Zeit so gemangelt. Wie erquickt fühlte er sich, als er die frische Wäsche am Leibe trug! Da sagte er Gott herzlichen Dank und gedachte der Pedlbäuerin mit einem andächtigen Vaterunser.

Morgens des andern Tages eilte Bastian in aller Frühe in das Spital, seinen Kranken zu besuchen; er traf ihn bedeutend erleichtert und bei vollem Be-

wußtseyn. Bereits hatte er die Sprache wieder gewonnen und in Ausdrücken des rührendsten Dankes erzählte er seinem Retter, daß er Conrad heiße und der Sohn eines Schmiedes aus Colmar im Elsaß sey. Auf der Wanderschaft nach Lindau begriffen, hätte er sich in den Wäldern verirrt; allda wäre er vom Wetter überrascht und vom Blitze der Art getroffen worden, daß er ohne Bastians Hilfe des Todes gewesen. „Gott lohne es Euch, mein lieber Retter," schloß der Geselle die Rede; „ich und meine Eltern werden das Ihrige thun und Ihr sollt in Kurzem erfahren, daß Ihr Euch keines Undankbaren angenommen habt."

Bastian bat ihn, sich zu schonen und erkundigte sich um seine Bedürfnisse. Der Fremde hatte nur etwa einen halben Gulden bei sich, und Bastian sah, daß er auch den dritten Thaler werde opfern müssen, wollte er anders seinen Schützling nicht in der Noth stecken lassen. Gerne war er bereit, auch dieß zu thun, und ging nach Hause, um Herrn Wunderlich über den Kranken Bericht abzustatten und den Thaler zu holen. Da begegnete ihm Fritz, der mit seinem Hunde, die Pfeife im Munde, seinen Morgenspaziergang machte, und ihn mit spöttischem Lachen fragte: „Nun, Bastian, wie habt Ihr auf den gestrigen Spaziergang geschlafen?"

„Gut, sehr gut," versicherte dieser mit Ernst; „ich danke Euch, daß Ihr mich nach dem Haselholze geschickt habt; ich hatte dabei das Glück, ein Menschenleben zu retten; ich sag' Euch, das ist eine Freude, eine große Freude; dagegen achtet man einen müden Fuß oder ein nasses Gewand für Nichts!"

„Nun, ich gönn' Euch diese Freude vom Herzen," spottete Fritz; „schade nur, daß Ihr sie etwas theuer erkauft habt."

„Kümmert Euch darum nicht," erwiederte Bastian mit Lebhaftigkeit; „das Geld, welches ich auf diese Weise verwendet habe, das bringt reichen Gewinn; dieß Geld habe ich Gott gegeben, und der, seyd versichert, zahlt gut."

Mit diesen Worten verließ er den Vetter Fritz, um in die Kirche zu gehen und dem Herrn zu danken. „Der Betbruder," schalt Fritz; „wenn mir nur etwas einfiele, das ihn recht ärgern könnte! Wahr ist es, was ich ihm auch angethan habe — es ist ihm mehr zum Nutzen, als zum Schaden gewesen!"

Nach einigen Tagen war der kranke Conrad in so weit genesen, daß er die Reise nach dem nahen Lindau ohne Gefahr antreten konnte. Da kam er denn in Herrn Wunderlichs Hause, um Abschied zu nehmen und sich gebührender Maßen zu bedanken. Der Landarzt saß eben mit Vetter und Bastian zu Tische und empfing den Gesellen recht freundlich. Als dieser von Dank zu sprechen anhob, wies ihn Herr Wunderlich an Bastian und sprach: „Diesem habt Ihr es zu danken; der hat Euch errettet; ich habe nur das Wenigste gethan." Bastian aber schüttelte lächelnd Conrads Hand und meinte: „Dem Obern, dem Helfer in der Noth habt Ihr schon gedankt. Conrad, mir braucht Ihr nicht zu danken. Reiset mit Gott, grüßt mir Euere Eltern und laßt bald etwas Gutes von Euch hören." Conrad versprach es und schied mit Thränen von Bastian. Dieser sprach, als der Geselle sich entfernt hatte, neckend zu Fritz: „Vor Allen hätte

Conrad Euch danken sollen; denn Ihr seyd es, der mich in das Haselholz geschickt hat."

Fritz aber warf ihm einen bösen Blick zu und schalt: „Behaltet Euere Witze für Euch; Ihr wißt nicht, ob Ihr sie nicht bald brauchen werdet." Herr Wunderlich aber gab Bastian einen abwehrenden Wink und sprach: „Bastian, Du mußt diesen Nachmittag zum Förster nach Waidach; bring ihm diese Pulver und die rothe Arznei dort, die auf dem Ofen steht. Zuvor aber gehe in das Wirthshaus zum Rasiren." „Recht, Herr," antwortete Bastian, stand auf und schob das Glas und die Pulver in sein ledernes Ränzlein, das er gewöhnlich mit sich nahm, wenn er die Kranken auswärts besuchte, und ging in das Wirthshaus. Herr Wunderlich seinerseits legte sich auf das Sopha und fiel bald in sein Mittagsschläflein; der Vetter aber stopfte sich seine Pfeife und verfiel schmauchend in allerlei Gedanken; aber es waren keine guten — es waren Gedanken der Rache. Da überzog plötzlich eine häßliche Freude sein Antlitz. „So geht es," lachte er vor sich hin; „da treffe ich mit Einem Schlage zwei Fliegen, den Bastian und den Förster, dem ich's gedenken will, daß er mir bei dem Jagen das Gewehr genommen!" Nun schlich er sich zu Herrn Wunderlichs Hausapotheke, mischte eine Arznei und goß sie in ein Glas; dann nahm er aus Bastians Ränzlein das Glas mit der rothen Medizin und legte das seine hinein, die auch röthlich aussah. „Prosit die Mahlzeit," lachte Fritz; „was wird der Herr Förster sagen, wenn er statt China Brechwurz nimmt! Bastian, ich gratulire Deinem Buckel!"

Viertes Kapitel.

Glück über Glück.

Kaum hatte Fritz sein Schelmenstück vollbracht, als Bastian eintrat, und um Herrn Wunderlichs Schlummer nicht zu stören, in aller Stille sein Ränzlein nehmend, davon ging. Der Weg nach Waidach führte in der Nähe des Pedlhofes vorbei, und wie hätte Bastian hier vorübergehen können, ohne bei der Bäuerin einzukehren und ihr zu danken! Die alte Lisabeth — so hieß sie — nahm ihn mit Freuden auf, und ließ ihn nicht zu Worte kommen, als er danken wollte. „Habt mehr verdient, als dieß bischen Leinwand," hob sie an; „oder glaubt Ihr, mein Leben sey mir nicht lieber, als ein paar Hemden? ich dank' Euch gar viel! Habt nur Geduld, und Ihr werdet sehen, daß die Pedlbäuerin ein dankbares Herz hat." Nun hieß sie ihn Platz nehmen, brachte ihm Milch mit Butter und Hausbrod und setzte sich an seine Seite, ihn mit Zutraulichkeit fragend, wie es ihm zu Hättersdorf erginge. Bastian erzählte mit gewohnter Offenherzigkeit, wie es ihm daselbst nicht übel gefiele, allein an Fritz einen schlimmen Nachbarn hätte.

„Den Fritz kenne ich schon, ist er ja weit und breit bekannt," erwiederte Lisabeth; „ich fürchte, es wird einstmals ein schlimmes Ende nehmen. Er mahnt mich gerade an meinen Christoph; dem war auch das Faullenzen lieber, als das Lernen, das Wirthshaus lieber als die Kirche; dabei ließ er sich mit Wildschützen ein und die verleiteten ihn zu allerlei bösen Streichen. Was habe ich da nicht gebetet, geweint,

was nicht mit aufgehobenen Händen den Stoffel gebeten, er möge sein schlechtes Leben aufgeben und ein anderer Mensch werden. Half Alles nichts; aber der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Sie wollten ihn bei dem Landgerichte einsperren; da lief er voll Schreck davon und nach Bregenz, wo er sich bei den österreichischen Jägern anwerben ließ. Da hat er es; er mußte mit ihnen bis an den Rhein; jetzt schreibt er erbärmliche Briefe, bittet um Geld und Wäsche und bereut seine bösen Streiche. Insonderheit ist es ihm leid, daß er in der Schule so träge im Schreiben und Rechnen gewesen ist; könnte er besser mit Schreiben und Rechnen umgehen, so wäre er, wie er schreibt, schon Lieutenant. Nun bleibt er ein ewiger Feldwebel."

Bastian hatte der guten Bäuerin aufmerksam zugehört, ohne zu ahnen, daß er einstmals mit ihrem Joseph zusammentreffen sollte. Lisabeth war recht traurig geworden. Bastian versuchte, sie zu trösten. Lisabeth wandte das nasse Auge zum Himmel, als sey da ihr Helfer und Tröster. Dann sprach sie: „O mein Bastian, wüßtest Du, was ich wegen des Christophs schon gelitten habe! Könnten doch die ungerathenen Kinder in das Herz der Eltern sehen, sehen ihren Jammer und Schmerz, den sie ihretwegen leiden. Aber Bastian, zu solchen bösen Kindern gehörst Du nicht; ich weiß, daß Du fleißig in die Kirche gehst, Deinem Herrn auf das Wort folgst und mit allen Leuten gefällig und sanftmüthig umgehst. Bleibe so, Bastian, und Gottes Segen wird mit Dir seyn." Dabei drückte ihm die Alte gerührt die Hand; schob ihm dann ein tüchtiges Stück Brod in die Tasche und

wies ihm den nächsten Weg zu dem Försterhause, und trug ihm auf, bald wieder zu kommen.

Der Weg nach dem Försterhause führte durch große Wälder und war die Landstraße, die von Feldkirch über Hohenems nach Lindau führte. Von dieser Straße ging rechts ein Fußweg nach dem Forsthause, zu dem man in einer Viertelstunde leicht kommen konnte. Bald hatte der rüstige Bastian das Haus erreicht und ward von dem Förster, der noch immer bettlägerig war, freundlich begrüßt. „Brav, Bastian," begann er, „Du hast Dich wacker getummelt; jetzt gib mir gleich die Medizin." Dieser reichte sie ihm. Der Patient aber schüttelte bei dem Kosten den Kopf, verkostete dann die Medizin noch einmal und sprach dann zu Bastian: „Das ist nicht die rechte Medizin. Dein Herr hat mir bei dem gestrigen Besuche geäußert, ich solle die bereits verordnete Medizin wiederholen, das ist China, dort am Fenster. Diese Medizin, die Du mir gebracht, hat einen ganz andern Geschmack und eine ganz andere Farbe. Verkoste nur selber!"

Bastian verkostete erstaunt und rief: „Das ist Ipecacuana, gefärbt mit Himbeerensaft. Ihr habt Recht, Herr Förster; hier ist ein Irrthum vorgegangen. Entschuldigt, Herr; seyd ohne Sorgen; ich laufe, was ich laufen kann, und noch heute sollt Ihr die rechte Arznei haben."

Der Förster zeigte großen Mißmuth, schalt über Nachlässigkeit, und es ging lange her, bis ihn Bastian besänftigen konnte; dieser wußte wohl, von wem das Bubenstück herrühre, und war der festen Meinung, daß Vetter Fritz sich dießmal die Grube selber gegraben hätte. Einen solchen Streich konnte Herr

Wunderlich dem Vetter doch nicht hingehen lassen. Bastians Herz kannte keine Rachsucht, aber es war ihm zu verzeihen, wenn er der ewigen Plackereien und Anfeindungen von Seiten des Vetters Fritz los werden wollte, und zwar um so mehr, als dieselben nicht so fast ihm, als andern Unschuldigen Schaden brachten. Sicher hätte der Förster die falsche Medizin mit einer neuen Krankheit, wo nicht mit dem Leben bezahlt, und dann, wie wäre es Herrn Wunderlich, wie ihm ergangen? Fritz hätte geläugnet und alle Schuld wäre auf ihn — den Bastian — gefallen. Unwillkührlich falteten sich Bastians Hände, Gott zu danken, der nach seiner Barmherzigkeit dieß Unglück abgewendet hatte, und dabei fiel ihm ein: „Der Herr hat all das Böse, das Fritz Dir anthun wollte, Dir doch zum Besten gewendet — wird Er auch dießmal Dir so gnädig seyn?" Der Herr war es.

Solchen Gedanken und Sorgen dahin gegeben, hatte Bastian die Landstraße erreicht. Was sah er da! In der Mitte der Straße hielt ein herrlicher mit vier Pferden bespannter Wagen; daneben, auf einer für die Wanderer bestimmten Ruhebank saß eine schön gekleidete Dame; neben ihr lagen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von etwa sechs bis sieben Jahren, bleich, entstellt, sich vor Schmerz fast windend. Auf der einen Seite der Dame stand ein ältlicher Herr von würdevollem Aussehen, sie tröstend und mit tiefer Bekümmerniß die Kinder betrachtend; auf der andern ein Kammermädchen, beschäftigt, die Stirne der Kinder mit einem wohlriechenden Wasser zu waschen.

Als der Herr den Bastian erblickte, rief er ihm

zu: „Um Gottes Willen, sag' mir, wo ist der nächste Arzt?" „Eine Stunde weit," erwiederte der Geselle, eilte herbei und betrachtete mit Theilnahme die kranken Kinder; er fühlte ihren Puls und sprach dann: „die Kinder haben etwas Giftiges genossen; seht da," fuhr er fort, die zusammengeballte Faust des Knabens öffnend, „seht da die Wolfskirsche!"

Es war so; die Kinder, Bruder und Schwester, waren durch den Wald fahrend eine Strecke durch die Bäume und Büsche gegangen und hatten das Unglück gehabt, diese giftigen Kirschen für genießbare Beeren zu halten, und ohne Wissen des Großvaters und der Mutter davon zu essen. Theuer mußten sie diese Unvorsichtigkeit büßen; sie setzten sich wieder in den Wagen; allein nach einer Stunde schon empfanden sie furchtbare Schmerzen zum größten Schrecken der Mutter und des Großvaters. Dieselben nahmen dergestalt zu, daß sie mitten im Walde halten mußten und ihrem Tode entgegen sahen. So traf sie Bastian. Die Mutter schlug voll Angst die Hände über den Kopf zusammen und rief: „Um Gottes Willen, Gift? so müssen sie sterben!"

„Ach," hob der Herr an, „was gäbe ich jetzt um ein paar Tropfen Ipecacuana!"

„Gott sey Dank," rief Bastian, „ich habe ein ganzes Glas voll bei mir, und ich denke, wir werden die armen Kinder retten!"

Der alte Herr wie die Dame zeigten die größte Freude, als Bastian das Glas herauszog und den Kranken tropfenweise die Medizin hineingoß. Mit größter Spannung, unverwandten Auges betrachtete die Mutter ihre Kinder, und hörte nicht auf, den

Bastian zu fragen, ob er wirklich glaube, daß die Kinder genesen?

„Mit Gottes Hilfe," meinte Bastian, „vertraut Seiner Gnade und opfert Ihm Euere Kinder auf; gehören sie ja Ihm; denkt, daß Er es war, der sie Euch gab."

Diese herzlichen Worte blieben nicht ohne Eindruck auf die Dame; die Kinder wanden sich in wachsendem Schmerze, Bastian beruhigte die Mutter mit den Worten, die Medizin mache ihre Wirkung. So war es auch; die Kranken vermochten jetzt die Aeuglein zu öffnen; Mathilde, das Mädchen, bot der Dame die Hand und sprach: „O Mutter, mir ist so wehe!" Karl, der Knabe, schlang sein Aermlein um der Mutter Hals und rief: „Mir wird leichter!"

„Die Gefahr ist vorbei," sprach Bastian; „dessen bin ich jetzt gewiß; aber vor Allem ist es nöthig, daß die Kinder in das Bett kommen und durch Thee erwärmt werden. Der nächste Ort ist Hättersdorf; da ist ein gutes Wirthshaus und ein geschickter Landarzt, der die Kur sicher zu einem guten Ende führen wird. Mit Eueren guten Pferden seyd Ihr in einer kleinen halben Stunde in Hättersdorf, und seyd versichert, es wird dann Alles gut gehen."

„Du hast Recht," meinte der alte Herr; „das wird das Beste seyn; steige herein zu uns, du guter Junge. Wir werden gewiß Dir dankbar seyn!"

Flugs saß Bastian in dem Wagen neben den Kindern, die zwar noch immer leidend waren, allein doch sich allmählig leichter fühlten. Es entspann sich ein Gespräch und bald hatte der alte Herr aus dem treuherzigen Jüngling erfragt, was er sey, wie es ihm

ginge, und was seine Hoffnungen und Pläne für die Zukunft wären. So hatten sie blitzesschnell Hättersdorf erreicht, und ganz Hättersdorf erstaunte, als Bastian in dem prachtvollen vierspännigen Wagen neben einem großen besternten Herrn sitzend daher fuhr. Bei dem Wirthshause stiegen sie ab, und Bastian eilte dann, sobald die Kinder in's Bett gebracht waren, nach Hause, Herrn Wunderlich zu holen. Auf dem Wege dahin begegnete ihm Vetter Fritz. Dieser, der Bastians Fahrt gesehen hatte, fragte ihn neugierig und neidisch, wie er denn zu der Herrschaft gekommen wäre?

„Durch Euere Güte," war Bastians Antwort; „Ihr habt das Glas mit China, das ich für den Förster zu Waidach in mein Ränzlein gesteckt, herausgenommen und ein anderes Glas mit Ipecacuana hineingethan; daß der Förster daran sterben konnte, das kümmerte Euch nicht; zum Glücke ward die Verwechslung entdeckt, und der Förster wird Euch seinen Dank schon bringen."

„Erlogen, Alles erlogen," rief der Vetter mehr im Schreck, als im Zorn; „das hat ein Anderer gethan!"

„Es wird schon offenbar werden, wer der Thäter war," fuhr Bastian fort; „aber habt Ihr denn nicht schon erfahren, daß Alles, was Ihr mir Böses thun wollt, mir zum Guten gereichen muß? So auch dießmal; Euer Ipecacuanaglas war mir mehr werth, als alles Gold der Welt, es hat zwei Menschenleben gerettet. Die Kinder der Herrschaft hatten Giftbeeren gegessen — gerade zur Zeit der höchsten Noth kam ich, und durch Euer Arzneiglas nahm ich das Gift aus ihrem Leibe; auf die Bitte der Herrschaft begleitete ich

sie hieher und gehe nun, Herrn Wunderlich zu holen, damit er die Kur vollende. Gott behüte Euch; nochmals Dank für die gute Arznei!" Damit eilte er fort.

Fritz kam vor Zorn und Neid fast außer sich; mit glühenden Blicken und geballten Fäusten sah er Bastian nach. „Warte nur," murmelte er vor sich hin; „das sollst Du mir büßen. Ich will sehen, ob Dir dieß, was ich jetzt vorhabe, auch zum Besten gereichen wird!" Und er wandte sich dem Markte Bezau zu; hier war vor kurzem eine österreichische Werbestation gebildet worden; es drohte der Krieg mit Frankreich und alle Fürsten rüsteten.

Bastian setzte durch seine Erzählung Herrn Wunderlich in das größte Erstaunen und in keine kleine Freude, so, daß er sogar des anfänglichen Zornes über des Vetters Schelmenstück vergaß und eilends mit Bastian zum Wirthshaus lief. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er zu einer Herrschaft, die vierspännig fuhr und Orden trug, gerufen ward. Und seine Freude stieg, als ihn der alte Herr mit aller Artigkeit empfing und zu dem Bette der Kinder führte, wo die Dame mit mütterlicher Sorge wachte. Herr Wunderlich konnte der Bekümmerten den besten Trost geben; es war nur Wahrheit, als er versicherte, die Kranken wären außer Gefahr, und er besaß Ehrlichkeit genug, um auf Bastians Verdienst aufmerksam zu machen, der der eigentliche Retter der Vergifteten sey. Der alte Herr gab Bastian bewegt die Hand. „Wir bleiben ewig in Deiner Schuld," begann er; „Gott möge Dein Vergelter seyn; aber nimm das und komme, so bald Du in Noth bist, zu uns und wir werden Dir nach unsern Kräften so bereitwillig

helfen, als Du uns heute geholfen hast.“ Bei diesen Worten gab er dem Bastian eine Geldrolle, die dieser anfänglich gar nicht annehmen wollte; der ehrliche Geselle konnte gar nicht begreifen, wie man aus einer so einfachen Handlung, die Gott geboten und auch jeder andere gerne gethan hätte, so viel Aufhebens machen könne, und erst nach langem Weigern nahm er die Rolle an. Herr Wunderlich nahm mit tausend Bücklingen Abschied und ward eingeladen, morgens wieder zu kommen, was er mit größter Freude zusagte. Zu Hause mußte Bastian seinem Herrn die Geldrolle öffnen. Wie erstaunten nicht Beide, als sie statt Sechsern, wie sie gemeint hatten, neue Kremnitzer Dukaten sahen. „Da hat sich der Herr vergriffen,“ sprach Bastian; „ich muß ihm sein Gold wieder bringen; es wäre Sünde, es zu behalten.“ Und er lief, was er konnte, zum Wirthshause, dem Herrn das Gold zu bringen. Dieser empfing ihn mit sichtbarer Rührung. „Nein, mein ehrlicher Junge, ich habe wohl gewußt, was ich Dir gebe. Diese hundert Dukaten gehören Dein, und sie sind nicht das Letzte, was Du von mir bekommen wirst. Bleibe immer so treu und ehrlich und es wird Dir wohlgehen und Gottes Segen wird mit Dir seyn.“

Bastian küßte ihm die Hand; er lief fort und wußte nicht, wie ihm geschah; er, der zur Zeit seines größten Reichthums kaum einen Zwanziger in der Tasche hatte, besaß nun mehr als fünfhundert Gulden! Welch ein Schatz! welch ein Reichthum! Der Landarzt wunderte sich selber über diese große Freigebigkeit und hoffte, sie werde auch für sein Bemühen sich eben so glänzend bezeigen. Aber mitten in seiner

Freude gedachte Bastian seiner Pflicht, und bat den Herrn um die rechte Arznei für den Förster von Waidbach. „Die kannst Du ja morgen auch hinauftragen," meinte Herr Wunderlich; „es ist keine Gefahr."

„Laßt es mich heute noch thun, Herr," bat Bastian; „habe ich ja mein Wort gegeben, und der Förster war sehr zornig."

„Meinethalben," sprach der Landarzt, und setzte sich in seinen Lehnstuhl; „aber es wird Nacht werden, bist Du hinkommst."

„Thut nichts," meinte Bastian, und bat jetzt Herrn Wunderlich, ihm die Rolle Dukaten aufzuheben, was dieser durch solches Zutrauen geschmeichelt, auf das Beste zu thun versprach.

Bastian eilte, was er konnte, nach Waidbach; die Freude beflügelte seine Schritte, die Armuth war von ihm nun hinweggenommen, er hatte Geld, viel Geld! Pläne auf Pläne entwarf er, was er damit thun sollte; und so kam er, ehe daß er es merkte, bei Sonnenuntergang nach Waidbach. Der Jäger, der Bastian heute nimmer erwartet hatte, empfing ihn freundlich; er ließ ihm ein Abendessen vorsetzen, nahm aus seiner Hand die jetzt ächte Arznei, und versicherte ihm, daß nun aller Verdruß aus seinem Herzen gewichen sey. Er beschenkte den Bastian und lud ihn ein, bald wieder zu kommen.

Es war späte Nacht, als Bastian höchst ermüdet nach Hause kam; dennoch legte er sich nicht gleich zu Bette. Mußte er ja zuvor dem Herrn danken, der ihm heute des Guten so Viel erwiesen, mußte er ja beten für die Herrschaft und deren kranke Kinder. Dann schlief er so süß wie nie.

Fünftes Kapitel.

Bastian als Soldat.

Abends Tags darauf hatte Bastian einem alten Bauern in der Nähe von Bezau Ader gelassen und ging vergnügt und ruhig nach Hause. Er war noch nicht weit gegangen, als er auf einen österreichischen Soldaten traf, der im Graben neben der Landstraße saß und jämmerlich klagte. Theilnehmend fragte ihn Bastian, was ihm denn fehle? „Ich bin gefallen und habe mir am Fuße wehe gethan. Das wollt' ich so viel nicht achten; hätte ich nur Jemand, der mich nach Bezau führte! Komme ich nicht vor sieben Uhr nach Bezau in die Kaserne, so muß ich morgen in Arrest und habe Stockprügel zu gewärtigen." Voll Mitleid erbot sich Bastian, ihn nach Bezau zu führen, was der Soldat mit Freuden annahm; wirklich gelang es ihm, auf Bastian gestützt, Bezau und die Kaserne zu erreichen.

Davor standen einige Soldaten, die den hinkenden Kameraden mit Neckereien empfingen. Bastian wollte sich mit freundlichem Gruße entfernen; aber der Soldat ließ ihn nicht, sondern hielt ihn mit den Worten fest: „Das wäre schön, wenn ich Dich, meinen wackern Führer, so fortgehen ließe. Nein, Du mußt auf meine Gesundheit in unserer Schenkstube einen Schoppen des besten Tyrolers trinken. Mit Gewalt zog er den Sträubenden in die Trinkstube, wo bereits schon Soldaten saßen, bald singend, bald spielend. Eine unheimliche Ahnung beschlich Bastian, als ihn diese mit Jauchzen empfingen und ihn als Kameraden begrüßten.

Der Hinkende aber, dessen Fuß immer besser ging, machte ihm Muth und zog ihn auf eine Bank und ließ Wein und Fleisch bringen. Bastian mußte trinken; von allen Seiten stießen die Soldaten mit ihm an, ließen ihn, ließen den Kaiser leben. So verlor der arme Bastian bald das Bewußtseyn, und die Schelme hatten ihr Bubenstück vollbracht.

Wie ward Bastian, als er wieder erwachte! Er lag leicht gebunden in einem Schiffe, das den Bodensee durchfuhr, um ihn her österreichische Soldaten, die ihn neugierig betrachteten. „Um Gottes Willen," rief er entsetzt, „wo bin ich?" „In guten Händen;" antwortete einer der Soldaten; „führst Du Dich ordentlich auf, so werden wir Dich als unsern Bruder halten."

„Aber sagt mir, wie komme ich auf dieß Schiff?" „Weißt Du das nimmer? Du hast gestern in unserer Trinkstube zu Bezau dem Kaiser geschworen; Du schliefst so gut; da wollten wir Dich nicht wecken. Wir luden Dich auf einen Wagen und fuhren Dich nach Bregenz und von da legten wir Dich ganz sanft auf dieß Schiff, das nach Radolfzell fährt."

„So bin ich wirklich Soldat?

„Das bist; ich denke Du wirst Deinen Eid halten und die Ehre erkennen, die Dir durch Deine Aufnahme in den Dienst Seiner kaiserlichen Majestät geworden ist."

Ein Schrei des Schreckens und des Jammers entfuhr dem Unglücklichen, der jetzt die ganze Hoffnung und Freude seines Lebens vernichtet sah. Da flüsterte ihm ein mitleidiger Soldat in das Ohr: „Kamerad, seyd vernünftig und ergebt Euch in Euer Geschick. —

Klagen und Trotzen macht es nur schlimmer. Denkt, daß Mancher, der wie Ihr, durch die Werber halb gestohlen ward, in der Folge als Soldat durch Klugheit und Tapferkeit sein Glück gemacht hat."

Bastian faltete die Hände und blickte flehend zum Himmel. Des Vaters Spruch fiel ihm wieder bei und gab ihm großen Trost. „Ja, Herr," seufzte er, „auch dieß Leid kann mir zum Besten gereichen, wenn Du willst! Dir will ich vertrauen, und Dir zu Liebe auch das Härteste leiden!" Er betete mit Inbrunst, und es ward ihm leichter. Er fand Kraft, über die Ereignisse des gestrigen Tages nachzudenken, unwillkürlich stieg in ihm der Gedanke auf, es sey Fritz der Urheber des Ganzen, sein gutes Herz wies ihn zurück; er wollte nicht glauben, daß seine Bosheit so weit gehen könne. Aber der Gedanke wollte nicht weichen, kam immer wieder. „Nun denn," dachte Bastian, „hat es Fritz wirklich gethan, so sey es ihm vom Herzen verziehen; es wäre ja sogar ein Glück für mich; denn alles Böse, was er mir anthun wollte, hat ja Gottes Gnade in Gutes für mich verwandelt."

So gewann Bastian seine volle Fassung wieder und sah ein, daß er nichts Besseres thun könne, als dem Rathe seines unbekannten Freundes zu folgen. Er bat nun, seiner Bande entledigt zu werden; man nahm ihm selbe sogleich ab und bot Alles auf, ihn zu ermuntern. Bastian betrug sich nun der Art, daß ihm der Hauptmann vollen Beifall schenkte und Glück in Fülle für die Zukunft verhieß; des Abends landeten sie in Radolfzell, wo sie übernachteten und Morgens des dritten Tages Freiburg erreichten. Bastian ward hier dem Regimente Prinz Eugen zugetheilt und

widmete sich mit Fleiß allen kriegerischen Uebungen. Alles sprach von Krieg und nicht ohne Grund; in Frankreich war die Revolution ausgebrochen, England, Preußen und Oesterreich rüsteten sich daselbst die Ordnung wieder herzustellen und den gefangenen König zu befreien. Oesterreichs Hauptmacht stand in den Niederlanden und dahin ward auch das Regiment Prinz Eugen beordert. Bastian klagte nicht; er vertraute auf den Herrn; nur wünschte er, seine Freunde in Hättersdorf, die gewiß seinetwegen in größter Besorgniß waren, von seinem Geschicke in Kenntniß zu setzen. Er schrieb deßhalb an Herrn Wunderlich und trug den Brief auf die Feldpost. Daselbst traf er auf mehrere Soldaten und Unteroffiziere; wie erstaunte nicht Bastian, als ein Feldwebel, der die Adresse seines Briefes aus Zufall gelesen, ihn bei Seite zog und fragte, ob er von Hättersdorf zu Hause und dort bekannt sey? „Ihr seyd Johann, der Sohn der Pedlbäuerin," rief Bastian überrascht. „Was, Du kennst meine Mutter?" antwortete der Feldwebel, „komm mit mir; Du mußt mir mehr erzählen." Und er führte den Bastian in ein nahes Gasthaus und die Thränen traten dem bärtigen Manne in die Augen, als ihm Bastian von seiner guten Mutter erzählte. Dann drückte er ihm die Hand und sprach: „Bastian, Du hast an mir einen treuen Freund, weil Du meine Mutter lieb hast und sie Dich. Brauchst Du was, so komme zu mir!" Und Bastian erfuhr bald, daß diese Worte kein leerer Schall waren; der Feldwebel leistete ihm in Freiburg gar manchen nützlichen Dienst. Da lobte dieser den Herrn auf das Neue und sprach: „Wer hätte das gedacht, als ich den Pedlhof betrat?

Da fand ich eine liebe Mutter und hier ward mir ihr Sohn ein treuer Bruder! O Gott, wie groß ist Deine Güte, wie wunderbar sind Deine Wege!"

Wenige Wochen darauf marschirte Bastian mit seinem Regimente nach den Niederlanden. Die Verbündeten, Oesterreicher und Preußen, anfangs siegreich, hatten im September 1792 den Boden Frankreichs räumen müssen und bereits bedrohten die Franzosen die Gränzen Deutschlands. Bastian hatte in allen Gefechten, an denen er Theil genommen, sich ausgezeichnet und das Lob seiner Obern gewonnen. In fortwährenden Gefechten war die österreichische Armee bis nach Jemappes zurückgegangen und schlug daselbst ein Lager. Da ward Bastian eines Tages beauftragt, einen kleinen Thurm zu bewachen, in dem, wie es hieß, ein Spion verwahrt war — für Bastian eben kein angenehmes Geschäft; aber der Soldat hat keine andere Wahl, als zu gehorchen.

Es war eine düstere Nacht; tiefes Dunkel umhüllte Alles, und der Regen goß stromweise herab. Bastian schüttelte sich, Kälte und Nässe, das Wetter verwünschend und mit Sehnsucht auf Mitternacht wartend, wo er abgelöset werden sollte. Da glaubte er plötzlich durch das Rauschen des Regens ein leises Lärmen, wie von herabfallenden Steinen und Mörtel zu hören. Er näherte sich dem Thurme und sieh, vom Fenster desselben stürzte sich eine Gestalt herab und sank an seiner Seite nieder. Bastian, in der Ahnung, es sey dieß der Gefangene, warf sich auf ihn, ward aber erst nach langem Ringen seiner mächtig. Der Gefangene, nun ganz in der Gewalt Bastians, öffnete jetzt zum erstenmal den Mund, und

bot ihm für seine Freilassung fünfzig Dukaten, die er sogleich bezahlen wolle. Wie aber ward Bastian, als er diese Stimme vernahm: „Um Gotteswillen," rief er in höchster Ueberraschung, „seyd Ihr es, Fritz?"

„Bastian," stammelte dieser voll Schreck und mühsam sich sammelnd; „Bastian, bei Allem dem, was Euch heilig ist, bitte ich Euch, rettet mein Leben und laßt mich fliehen."

„Fritz, wie kommt Ihr hieher? warum verließet Ihr die Heimath und ergriffet das schlechte Handwerk eines Spions?"

„Ihr sollt Alles erfahren, Bastian; jetzt aber flehe ich Euch fußfällig an, lasset mich fliehen; seyd barmherzig; rettet mein junges Leben!"

„Ich soll barmherzig gegen Euch seyn, Fritz? Habt Ihr denn nur ein Fünklein Güte gegen mich gehabt? Wem dank' ich anders, als Euch, daß ich hier als Soldat Wache stehe? Läugnet es nicht, Ihr habt mich an die Werber verkauft!"

Fritz verstummte, als wäre ihm die Kehle zugeschnürt.

O Fritz," fuhr Bastian mit steigender Bewegung fort, „das ist Gottes Gericht; Ihr habt mich verhöhnt, gehaßt und verachtet! Und seht, in meine Hand hat Gott Euer Leben gelegt! O wollte der Herr, daß ich es Euch schenken könnte!"

„Wie, Bastian, Ihr wollt mich nicht entfliehen lassen?" rief Fritz entsetzt, „wißt Ihr, daß ich morgen als Spion erschossen werde? Um Gottes Willen, erbarmt Euch! nehmt diese fünfzig Dukaten und laßt mich fliehen!"

„Ich kann nicht," klagte Bastian und Thränen

traten in seine Augen; das Herz blutet mir! Aber meine Pflicht gebietet!"

„So, willst Du mein Mörder seyn, Verruchter," schrie Fritz; „die Freude sollst Du nicht haben, mich am Galgen zu sehen, und warf sich voll Verzweiflung mit der ganzen Gluth seines Hasses auf Bastian, daß dieser überrascht, ohne von seinem Gewehr Gebrauch machen zu können, zu Boden stürzte. Grimmig packte ihn Fritz, würgte ihn — da faßte plötzlich eine starke Faust den Frevler und riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in die Höhe. Erschrocken blickte Fritz auf und erkannte in dem Manne einen Hauptmann, der ihm jetzt eine gespannte Pistole entgegenhielt und ihn mit augenblicklichem Tode bedrohte, falls er nur die mindeste Miene machte, zu fliehen. Bastian hatte sich derweilen aufgerafft.

„Du hast Deine Pflicht gethan, braver Soldat," sprach der Hauptmann zu ihm; „ich habe Alles gehört. Du wirst Deinen Lohn empfangen; aber auch Du," fuhr er zu Fritz gewendet fort, „sollst Deinen Theil erhalten, Du, der Du Schurke genug bist, um ein paar elende Dukaten das Vaterland zu verrathen." Auf einen Ruf von ihm eilten mehrere Soldaten, welche mit ihm die Ronde gemacht hatten, herbei, nahmen Fritz in die Mitte und führten ihn fort. Der Hauptmann drückte Bastian die Hand und sprach: „Dein Wachdienst ist zu Ende; suche noch ein paar Stunden zu schlafen. Morgens sehen wir uns wieder." Bei diesen Worten eilte er seinen Leuten nach; Bastian aber ging mit schwerem Herzen, betend, seinem Zelte zu.

Aber schlafen konnte er nicht; das Bild des unglück-

lichen Fritz und sein unseliges Geschick schwebte beständig vor seinen Augen und erschütterte ihn. Bastian dankte Gott, als der Tag anbrach; da führte man einen Geistlichen zu ihm, der ihn bat, er möge ihm zu einem Verbrecher folgen, der in wenig Stunden erschossen würde; es hätte dieser noch gar Viel mit ihm zu reden und könne nicht ruhig sterben, ohne nicht ihn gesehen zu haben.

„O Fritz!" rief Bastian erschüttert und folgte dem Priester; es tröstete ihn dieser mit der Versicherung, daß Fritz sich reuig zeige und mit Gott und Menschen sich aussöhnen wolle. „Das war ein hartes Herz," fuhr er fort; „als ich um Mitternacht zu ihm gerufen wurde, war er wie rasend, erst nach mehreren Stunden konnte ich mit ihm reden. Lange widerstand er meinen Worten; aber was wäre der göttlichen Gnade unmöglich? Sie erweichte sein hartes Herz und flößte ihm Liebe und Reue ein." So kamen sie zu dem Unglücklichen.

Fritz saß in demselben Thurme, aus welchem er in der Nacht entfliehen wollte, mit Ketten an Händen und Füßen gebunden. Ein Strom von Thränen floß aus seinen Augen, als er Bastian erblickte. Dieser stand erschüttert Das war nicht mehr der blühende, hoffärtige Jüngling mit den flammenden Augen und dem stolzen Gange — es war eine bleiche hinfällige Gestalt, auf den entstellten Zügen Jammer und Angst.

„Kannst Du mir verzeihen, Bastian," begann er, „verzeihen Alles, was ich Dir Uebles gethan habe?"

„Alles, Fritz, Alles und vom Herzen."

„Kannst Du mir verzeihen, daß ich Dich verachtet,

gehaßt, verfolgt, an die Werber verkauft und Dich bestohlen habe?"

„Alles, Fritz, glaubt mir Alles!"

„O was habe ich nicht Böses in meinem Leben gethan, so viel, so Arges! Und doch bin ich noch so jung. O Jammer und Elend! In wenig Stunden stehe ich vor Gottes Gericht, und welches Urtheil wird der Allgerechte dann über mich sprechen! Ach, Er muß mich verstoßen! O Bastian, darum war ich Dir feind, weil Du gut und unschuldig, ich aber ein Bösewicht war. Ach, warum bin ich zu Herrn Wunderlich, diesem schwachen, unverständigen Manne gekommen! Ich hätte der Zucht eines strengen, weisen Mannes gebraucht, und aus mir wäre etwas Anderes geworden! Doch nicht ihm, mir will ich die Schuld, die ganze Schuld beilegen. Ich habe an ihn geschrieben und ihn um Verzeihung gebeten. Bastian, seit Deiner Entfernung war kein Segen mehr in unserm Hause. Deine Gegenwart hatte mich wenigstens vom Aergsten abgehalten. Nach Deiner Entfernung ließ ich meinen Lüsten völlig freien Lauf. Ich verbreitete und ließ auch durch Andere ausbreiten, Du seyst zu den Soldaten gegangen, um der Strafe für heimliche Schelmereien zu entgehen. Du hattest hundert Dukaten dem Herrn Wunderlich zum Aufheben übergeben; die stahl ich schon nach wenigen Tagen; aber ich mußte es theuer büßen. Mein übermäßiger Aufwand erregte Verdacht; man ertappte mich, wie ich in einem Kaufladen zu Bregenz mit Gold die Waaren bezahlte, und nun kam auch Herr Wunderlich dahinter, daß die Dukaten verschwunden, und machte bei dem Land-

gerichte die Anzeige. Alles zeugte gegen mich und ich ward festgesetzt. Es wäre mir wahrscheinlich sehr schlimm gegangen; aber ich fand Gelegenheit zu entfliehen. Ich trieb mich unter allerlei Gestalten in dem Ausland umher, nährte mich meist vom Betruge und sank immer tiefer. So weit kam es mit mir, daß ich den Franzosen als Spion diente und so mein Vaterland verrieth. Ich ward ergriffen und muß nun die Strafe dafür leiden! Ich habe sie ja verdient; möge Gott nur meinen Tod annehmen zur Buße für mein sündhaftes Leben!"

Fritz brach in lautes Schluchzen aus; Alles verrieth an ihm ein zerknirschtes Herz.

„Fritz," begann Bastian bewegt, „wendet Euer Gemüth zu dem Heiland; Er, welcher der Magdalena verziehen und den Mörder am Kreuze noch begnadigt hat, wird auch Euer sich erbarmen! Ihm vertraut und rettet Euere Seele durch den Empfang der heiligen Sakramente."

„Das will ich auch," antwortete Fritz; „und Ihr, ehrwürdiger Vater, werdet mir helfen."

Der Priester gab ihm tröstend das Kreuz; Fritz küßte es inbrünstig. „Ich will dem Heilande wenigstens sterben, weil ich ihm nicht gelebt habe!"

Dann umarmte er heftig Bastian. „Auf Wiedersehen jenseits!" Bete für mich, daß ich glücklich vollende!"

„Herr, erbarme Dich seiner!" flehte Bastian und verließ den Unglücklichen mit Thränen.

Nach wenig Stunden ertönten Schüsse; Bastian sank betend auf die Knie. Nachmittags kam der Priester und brachte ihm die letzten Grüße des Ver-

blichenen. Der Herr hatte ihm Gnade gegeben; er war bußfertig gestorben.

An demselben Tage erhielt Bastian zur Belohnung seines Wohlverhaltens die Beförderung zum Unteroffizier. „Ach," seufzte er auf, „hätte ich sie doch auf andere Weise verdient!"

Sechstes Kapitel.

Neue Gefahren — die Heimkehr.

Der Krieg nahm jetzt eine ernstere Gestalt an; die Franzosen unter Dumouriez griffen die Oesterreicher in ihrem Lager bei Jemappes an. Ruhmvoll widerstanden die Oesterreicher, geführt von Albert Herzog von Sachsen-Teschen, der dreifachen Uebermacht und räumten erst nach sechsstündigem heißen Kampfe ihr Lager. Furchtbar war der Verlust der Franzosen; aber auch die Oesterreicher zählten der Todten und Verwundeten Viele, und mußten die Letztern zum Theil der Barmherzigkeit der Sieger überlassen.

Unter ihnen befand sich auch Bastian, der gegen das Ende der Schlacht von einer Kugel an der Seite schwer verwundet, ohnmächtig darnieder gesunken war. So brachte er unter großen Schmerzen die Nacht und den folgenden Tag bis zum Abende zu; seine letzte Stunde schien gekommen; er verwandte seine Kräfte zum Gebet und flehte zu Gott, bis eine neue Ohnmacht, die Folge gänzlicher Erschöpfung, seine Augen schloß. Da nahten sich Männer, Soldaten theils, theils Bauern, die Todten zu begraben. Einer von

ihnen faßte Bastians Hand und sprach: „Der scheint noch zu leben; wollen wir ihm die paar Augenblicke noch gönnen; im Rückwege wollen wir ihn dann in die Grube werfen.“ Ein anderer Soldat, der Auszeichnung nach ein Offizier, heftete seine Blicke mit steigender Bewegung auf Bastian. „Ja, ich täusche mich nicht, das ist Bastian, der Retter meines Lebens,“ rief er; „noch athmet er. Auf, Chirurgen,“ sprach er, sich zu dem Arzte wendend, der sie begleitete, „auf, Robert, rettest Du diesen, so hast mich selber gerettet.“ Der Arzt untersuchte Bastians Wunde und gab Hoffnung, dann ward der Verwundete auf eine Tragbahre gelegt und in ein benachbartes Dorf gebracht. Der Offizier leitete selber den Zug und ließ Bastian in ein schönes Haus tragen. Es war das Haus eines Schmiedes. Freundlich, aber verwundert, empfing sie an der Thüre die Frau des Hauses. „Schwester,“ hob der Offizier an, „hier bringe ich Dir den Retter meines Lebens! vergilt ihm jetzt und pflege ihn, als wäre es Dein Bruder selber!“

„Das will ich,“ versetzte die Frau mit Thränen; „Gott helfe, daß er in unserm Hause genese.“ Sie ließ den Verwundeten in das beste Zimmer bringen, für ihn das beste Bett bereiten. Der Arzt begann nun den Verband um die Wunde und gab auf das Neue Hoffnung. Aber nur langsam kam Bastian zum Bewußtseyn; alles erschien bis jetzt wie ein wirrer Traum. Wie ward ihm aber, als er vernahm, daß sein Retter jener Schmiedgeselle sey, den er in dem Haselholz gefunden und nach Hättersdorf in das Spital gebracht hatte! Mit Thränen umarmten sich beide, Gottes Führung, die hier unverkennbar war, lobend

und preisend. Jeder mußte dem Andern seine Geschichte erzählen. Bastians Retter war Anfangs des Krieges in das vaterländische Heer getreten und hatte sich in kurzer Zeit durch Tapferkeit Offiziersrang erworben. Im Laufe des Krieges war er zu jener Armee gekommen, welche in Belgien einfiel, und war in der Schlacht bei Jemappes Bastians Schutzengel geworden.

Bastian genoß die liebreichste Pflege in diesem Hause; die Wunde heilte sichtbar und die Kräfte wuchsen. Nur das schmerzte ihn, daß sein Freund ihn verlassen und zu seinem Regimente stoßen mußte. „Bastian," sprach dieser bei dem Abschied, „Bastian, nimm dieß Päcklein; es enthält hundert Louisdor, mein rechtmäßiges Eigenthum. Du kannst sie besser brauchen als ich; ich bin reich genug und meine Schwester hat hier die beste Versorgung. Fürchte nichts für die Zukunft; ich habe von dem commandirenden General einen Paß für Dich erbeten, der Dich für alle Fälle sichert, wenn Du heimkehren willst!"

„O Gott," rief Bastian, „wie kann ich so große Güte vergelten?"

„Keine Vergeltung," sprach der Offizier; „Du ärntest nur, was Du ausgesäet hast! Selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen!"

Die beiden Freunde nahmen den herzlichsten Abschied von einander, und nie hat Bastian sein Gelübde vergessen, alltäglich seines Gutthäters eingedenk zu seyn. Nach sechs Wochen war er völlig genesen; nun dachte er darauf, in das Vaterland heimzukehren. Der Schmied, ein wohlwollender Mann, hatte ihm ein

nettes Wägelein mit einem starken Pferde gekauft, und zwar, wie er sagte, im Auftrage seines Schwagers, dessen Wille es sey, daß Roß und Wägelein dem Bastian als Geschenk überliefert wurden. Die Hauswirthin hatte ihrer Seits in den Kasten des Wägeleins Schinken, Wein und ein Dutzend schneeweißer Hemden gelegt, was Bastian Alles gar wohl brauchen konnte. Am Bocke saß ein Knecht des Schmiedes, der den Auftrag hatte, Bastian sicher bis Hättersdorf zu führen und dann heimzukehren. Voll Dank für solche Liebe und Pflege verließ Bastian die biederen Schmiedleute und trat die Reise an. Sein Paß öffnete ihm alle Thüren und Thore; unverletzt kam er an den Rhein mit Jubel die Heimath begrüßend.

Nach drei Wochen sah Bastian den schönen Bodensee. Welche Gefühle erwachten nicht jetzt in seiner Brust! Vor einem Jahre war Bastian aus der Heimath geschleppt worden, arm, elend und verachtet Und jetzt kam er zurück, wohlgekleidet, mit Geld, mit Roß und Wagen. Der Feind, der ihn aus der Heimath so schändlich getrieben, war todt und vor seinem Ende noch sein Freund geworden. Durch eine Reihe von Gefahren hatte ihn die Hand des Herrn unverletzt geführt; ihn dem Tode entrissen und die Heimath ihm wieder geschenkt. Solche Gedanken und Gefühle bewegten seine Brust, und sie wurden um so mächtiger, je näher sie an Hättersdorf kamen. Nur ein waldiger Berg schied sie mehr von dem ersehnten Orte. Da riß es Bastian aus dem Wagen; langsam ließ er ihn den Berg hinanfahren, er aber eilte zu einer kleinen Kapelle, die im Dickicht des Waldes zwischen zwei mächtigen Buchen stand. Gar oft hatte er früh

Morgens und spät Abends vor dem Bilde der gnadenreichen Mutter seine Andacht verrichtet und ihre Hilfe angefleht. Wie hätte er vorbeigehen können, ohne sie nicht zu begrüßen. Hingeworfen ergoß Bastian sein bewegtes Gemüth in Gebete voll Dankes- und Liebesglut, und bat den Herrn, auch seine Rückkehr nach Hättersdorf zu segnen.

Als nun Bastian in Hättersdorf einfuhr, bewunderten Alle das schöne Wägelein und das stattliche Roß; den aber, welcher d'rin saß, kannten die Wenigsten mehr; denn er war groß geworden und sein ehedem milchweißes Gesicht trug jetzt eine braune Farbe. Wie ward erst dem Herrn Wunderlich, als Bastian hastig in sein Haus eilte, den ehemaligen Prinzipal zu begrüßen. „Bastian," rief er in höchster Bewegung, „bist Du es? Bastian, bist Du es wirklich? O Bastian, was ist nicht Alles über mich gekommen, seitdem Du fort warst! Gelt, der Fritz! O Du ungerathener Sohn, du Absolon!" Jetzt begann er bitterlich zu weinen. „O welche Schande, welch ein Jammer! Ach, zum Theil ist es meine Schuld, daß er so liederlich geworden ist. Ließ ihm ja Alles hingehen! Statt ihm die Ruthe zu geben, hätschelte ich ihn und trug ihn auf den Händen!"

Bastian suchte den Jammernden zu trösten und stellte ihm Fritz's bußfertiges Ende vor Augen. Der Landarzt aber fuhr zu weinen fort und klagte sich immer als den Urheber von Fritz's Unglück an. Hatte er die Schuld davon getragen, so hatte er auch dafür gebüßt; denn alle Gläubiger des bösen Sohnes —

und es war deren keine kleine Anzahl — liefen zu Herrn Wunderlich und verlangten Bezahlung. Dieser entsetzte sich über die Menge von Fritzens Schulden, bezahlte sie aber Alle. Dadurch kam der alte Mann in die größte Noth; er selber konnte sich wegen körperlicher Schwäche wenig mehr verdienen, und was einging reichte kaum hin, seinen Gehilfen zu erhalten. Dieß und noch gar viel Anderes erzählte ihm die alte Lene, die Bastian mit Freudenthränen begrüßte und von seiner Wiederkunft die Rettung hoffte.

In der That, Bastian war der Retter; auf zarte und schonende Weise bezahlte er die Schulden Herrn Wunderlichs, schaffte eine bessere Hausordnung her und ging selber wieder rasiren. In kurzer Zeit erhob sich Herrn Wunderlichs gesunkener Hausstand wieder, und das war das Verdienst Bastians. Der Landarzt nahm den wackern Jüngling an Sohnesstatt an und gedachte ihn auf die Chirurgenschule nach Wien zu schicken; aber es fehlte ihm an Geld. Als nun die Pedlbäuerin von dieser Noth hörte, ging sie zu Bastian und setzte einen stattlichen Sack vor ihn hin. „Bastian," begann sie, „ich höre, daß Ihr nach Wien wollt, um in Wien zu studieren und einmal unser Arzt zu werden. Da habt Ihr einen guten Gedanken; aber jetzt sagen sie, Ihr hättet kein Geld und Herr Wunderlich auch nicht. Aber warum sagt Ihr denn Nichts? Meint Ihr, wir hätten denn gar Nichts? Die Pedlbäuerin hat sich ein paar schöne Batzen erspart und sie gibt sie Euch zur Reise nach Wien."

So hatte der Herr dem Bastian auch in dieser schweren Noth Hilfe geschickt, und wieder war es wahr geworden, daß denen, die Gott lieben, Alles

zum Besten gereiche. Bastian bezog mit dem Gelde der Pedlbäuerin — es waren an zwölfhundert Gulden — die Schule zu Wien und benützte die zwei Jahre mit gewissenhaftem Fleiße zu dem Studium der Arzneikunde. Als tüchtiger Arzt kehrte er dann nach Hättersdorf zurück, übernahm Herrn Wunderlichs Stelle und erwarb sich bald durch Fleiß und Geschicklichkeit das Zutrauen der ganzen Umgegend. Auch in spätern Jahren, wie in seiner Jugend, erfuhr Bastian, daß Gottes mächtiger Beistand die nicht verlasse, welche ihn lieben, und so war und blieb sein Sprichwort immerdar: „Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen.“

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

zum Besten gereiche. Bastian bezog mit dem Gelde der Pedlbäuerin — es waren an zwölfhundert Gulden — die Schule zu Wien und benützte die zwei Jahre mit gewissenhaftem Fleiße zu dem Studium der Arzneikunde. Als tüchtiger Arzt kehrte er dann nach Hättersdorf zurück, übernahm Herrn Wunderlichs Stelle und erwarb sich bald durch Fleiß und Geschicklichkeit das Zutrauen der ganzen Umgegend. Auch in spätern Jahren, wie in seiner Jugend, erfuhr Bastian, daß Gottes mächtiger Beistand die nicht verlasse, welche ihn lieben, und so war und blieb sein Sprichwort immerdar: „Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen.“

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Lautenschlager, Othmar

Agnes und Sophia, oder die Leiden und Gefahren der gemischten Ehen

Augsburg 1853